

ZWJW

Zeitschrift für Wortbildung Journal of Word Formation

herausgegeben von / edited by

Petra M. Vogel • Ludwig M. Eichinger
Mechthild Habermann • Jörg Meibauer
Barbara Schlücker • Hans-Joachim Solms
Pavol Štekauer • Salvador Valera Hernández



1/2024

ZWJW

**Zeitschrift für Wortbildung
Journal of Word Formation**

2024 • Jahrgang / Volume 8 • Heft / Issue 1

HRSGG. / EDS.

Petra M. Vogel

Ludwig M. Eichinger

Mechthild Habermann

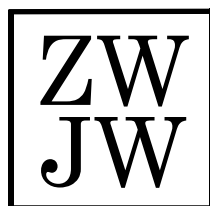
Jörg Meibauer

Barbara Schlücker

Hans-Joachim Solms

Pavol Štekauer

Salvador Valera Hernández



WISSENSCHAFTLICHER BEIRAT / ADVISORY BOARD:

Werner Abraham (University of Vienna & Munich University)
Aleksandra Bagasheva (Sofia University)
Irmhild Barz (University of Leipzig)
Geert Booij (University of Leiden)
Jan Čermák (Charles University Prague)
Gerrit J. Dimmendaal (University of Cologne)
Jan Don (Open University Netherlands)
Nanna Fuhrhop (University of Potsdam)
Livio Gaeta (University of Turin)
Luise Kempf (University of Bern)
Lívia Körtvélyessy (Pavol Jozef Šafárik University Košice)
Elisabeth Leiss (Munich University)
Hans Christian Luschützky (University of Vienna)
Francesca Masini (University of Bologna)
Franz Rainer (Vienna University of Economics and Business)
Anna Thornton (University of L'Aquila)
Carola Trips (University of Mannheim)
Kristel Van Goethem (F.R.S.-FNRS & Université catholique de Louvain)
Martina Werner (Austrian Center for Digital Humanities)

REDAKTION / EDITORIAL TEAM:

Ambra Ottersbach & Carolin Gerwinski
Zeitschrift für Wortbildung / Journal of Word Formation
Universität Siegen
Fakultät I – Germanistik / Linguistik
Hölderlinstraße 3
D-57076 Siegen
E-Mail: zwjw@germanistik.uni-siegen.de
Homepage: journals.linguistik.de/zwjw

HOSTING PROVIDER:

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Bockenheimer Landstraße 134-138
D-60325 Frankfurt am Main
www.ub.uni-frankfurt.de

ISSN 2367-3877



This is an open access publication. This work is licensed under a Creative Commons Attribution CC-BY 4.0 license. To view a copy of this license, visit <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

Inhaltsverzeichnis / Table of Contents

BEITRÄGE / CONTRIBUTIONS

Samira Ochs

Komposita mit den relationalen Zweitgliedern *Gatte* und *Gattin* – eine
korpusbasierte Studie aus genderlinguistischer Perspektive.....1–40

Lea Schäfer

Faktoren von Frequenz und Produktivität von Diminution in frühen
Dialekterhebungen des Deutschen.....41–92

Samira Ochs

Komposita mit den relationalen Zweitgliedern *Gatte* und *Gattin* – eine korpusbasierte Studie aus genderlinguistischer Perspektive*

Abstract: This study examines compounds with the relational second elements *Gatte* ('husband') and *Gattin* ('wife') from a gender-linguistic perspective, based on manual annotations of material from a press corpus. In the analysed corpus, women are referred to in their marital roles 12 times more often than men. Statistical analyses show that they are systematically put into a possessive relation to their husband (*Arztgattin* = 'a doctor's wife'), while husbands tend to be individualised twice within the analysed compounds (*Arztgatte* = 'a husband who is also a doctor'). Besides the second elements, the grammatical gender of the two constituents provides information about the meaning relations within the compounds: if both have the same grammatical gender (*Kanzlergatte*), a qualifying meaning is encoded; if they have differing grammatical genders (*Kanzlerin-gatte*), a possessive reading is triggered. The analysis also provides evidence for the existence of feminised first elements – they are even the most common form to refer to women with the first element. However, reference to women is subject to a high degree of formal variance compared to men, who are almost exclusively referred to with masculine forms. Thus, the study shows how gender-linguistic perspectives can contribute new analytical approaches to word formation processes.

Keywords: composition, gender and language, gender, feminisation, meaning relation, reference, corpus

1. Einleitung

„Ist dieses Land reif für eine Kanzlerin? Eine ebenso interessante Frage lautet: Ist Deutschland reif für einen Kanzleringatten?“ Korpusbelege wie dieser zeigen das metasprachliche Diskussionspotenzial von Komposita der Art *Kanzleringatte*. Das Diskussionswürdige daran scheint einerseits die außersprachliche Realität einer weiblichen Kanzlerin und des

* Ich danke Jan Oliver Rüdiger für seine unschätzbare Hilfe bei der Datenakquise und für die nutzerfreundliche Zugänglichmachung des Datensets. Danke an Frank Michaelis für die Einrichtung des OWIDplus-Moduls, sowie an Carolin Müller-Spitzer und Katrin Hein für das Feedback zum ersten Entwurf des Artikels. Sascha Wolfer und Alexander Koplenig danke ich für Gespräche zu statistischen Fragen. Vielen Dank an die beiden anonymen Gutachter*innen für die hilfreichen Anmerkungen und die kritische Reflexion meines Beitrags.

entsprechenden Novums eines *Kanzleringatten* zu sein – andererseits bietet auch das Nominalkompositum *Kanzleringatte* an sich einen Anlass für den Kommentar, was sich in der Fortsetzung des Zitats zeigt: „Schon das bisher ungebräuchliche Wort geht schwer über die Lippen, weswegen beispielsweise die Bildzeitung bereits beharrlich vom Kanzlergatten schreibt [...]“ (Berliner Zeitung 31.05.2005, B05/MAI.42186).¹

Die Nominalkomposition als produktivster Wortbildungsprozess des Deutschen wurde an verschiedenen Stellen umfassend beschrieben (z.B. Ortner & Müller-Bollhagen 1991; Eichinger 2000; Eisenberg 2004; Fleischer & Barz 2012; Schlücker 2019), u.a. auch aus quantitativer Perspektive (Brunner & Engelberg & Hein 2021). Publikationen zu Einzelphänomenen der N+N-Komposition umfassen beispielsweise die Verwendung von Fugenelementen (Fuhrhop 2012; Kopf 2018a; Hansen & Bildhauer & Konopka 2022), Interpretationsmuster und Verständlichkeit (u.a. Meyer 1993; Fandrych & Thurmair 1994; Klos 2011; Štekauer 2011; Olsen 2012; Rothstein 2012; Brunner et al. 2021), Produktivität (Hein & Engelberg 2018; Kopf 2018b; Hein & Brunner 2020), textlinguistische Betrachtungen (Godglück 1997; Bizukojć 2011; Dressler & Mörth 2012; Stumpf 2023), orthographische Phänomene (Scherer 2012; Deilen 2022), u.v.m.

Was allerdings trotz Luise Puschs Anstößen (z.B. zu Bildungen mit dem Zweitglied *-frau*, 1984: 97–103) bisher kaum Beachtung gefunden hat, sind genderlinguistische Perspektiven auf Wortbildungsprozesse und die dort zu findenden Versprachlichungen von Geschlechterrelationen. Nur im Bereich der Derivation gibt es vereinzelte Arbeiten, z. B. Doleschals (1992) umfangreiche Beschreibung des Movierungsprozesses, diachrone Arbeiten zur onymischen Movierung (z.B. Werth 2022) sowie Betrachtungen zur Maskulinmovierung, die sich auf die Lexempaare *Hexe – Hexer*, *Witwe – Witwer* und *Braut – Bräutigam* beschränkt (Kotthoff & Nübling 2018: 144). Genderlinguistische Untersuchungen zu Kompositionsprozessen belaufen sich bisher auf anekdotische Beobachtungen zu sexuspezifisierenden Erstgliedern (z.B. *Damen-/Herrenabteilung*, vgl. Kotthoff & Nübling 2018: 135) sowie eine Analyse der Entwicklung von Berufsbezeichnungen mit dem Zweitglied *-frau* (z.B. *Kaufmann – Kauffrau*, vgl. Haß-Zumkehr 2003: 169–175; Kotthoff & Nübling 2018: 131–133). In einer Studie, die sich primär mit der Abgrenzung von Kopulativ- und Determinativkomposita beschäftigt, treffen Breindl und Thurmair (2014: 38)

¹ Die Zitation der Korpusbelege folgt dem Schema *Zeitung, Datum, KorAP-Sigle*.

außerdem die genderlinguistisch relevante Aussage, dass movierte Erstglieder inexistent und ihrer Meinung nach kaum akzeptabel seien. Dabei beziehen sie sich hauptsächlich auf koordinierende Personenbezeichnungskomposita wie *Dichterin-Komponistin* (*Dichterin, die auch Komponistin ist*). Weitere Studien zu Personenbezeichnungskomposita beschränken sich v. a. auf Eigennamenkomposita (u.a. Schlücker 2018; 2020; Belosevic 2022a; 2022b). Eine systematische Analyse von Komposita zur Personenbezeichnung hinsichtlich inner- und außersprachlich bedingter Geschlechterrelationen steht also noch aus, ebenso wie eine detaillierte Untersuchung von Nominalkomposita mit movierten Erstgliedern. Die vorliegende Studie adressiert diese Forschungslücke mit einer empirischen, korpusbasierten Untersuchung von Komposita mit den relationalen Zweitgliedern *Gatte* und *Gattin* sowie einer weiteren Personenbezeichnung im Erstglied (z. B. *Arztgattin*, *Kanzleringatte/Kanzlerinnengatte*). Es wird unter anderem gezeigt, welchen Einfluss der Faktor ‚Geschlecht‘ auf die Bedeutungsrelationen innerhalb dieser Komposita hat und wie Geschlechterverhältnisse dort kodiert sind. Das Themenfeld *Ehe* eignet sich besonders gut für eine solche genderlinguistisch ausgerichtete Untersuchung, da in einer Ehe zwei Menschen eine Bindung zueinander eingehen, in der sich auch hierarchische Verhältnisse und gesellschaftliche Rollenerwartungen spiegeln können. Besonders auf impliziter sprachlicher Ebene, wie bei Komposita der Art *Arztgattin*, wurde das bisher nicht untersucht.

Auf Grundlage einer umfangreichen Korpusrecherche und manueller Annotationen werden drei Forschungsfragen behandelt: Welchen Einfluss hat das Zweitglied (*Gatte* vs. *Gattin*) auf die Bedeutungsrelation innerhalb des Kompositums? Welche Auswirkung haben Genusgleichheit (z. B. *Arztgatte*) bzw. -divergenz (z. B. *Kanzlerinnengatte*) der Kompositumsglieder auf die Bedeutungsrelation im Kompositum? Wie verhalten sich morphologische Form des Erstglieds und außersprachliche Referenz zueinander (z. B. die Verwendung eines grammatisch maskulinen Erstglieds zur Referenz auf eine weibliche Person, wie *Kanzler* in *Kanzlergatte* zur Referenz auf Angela Merkel)?

Nach der Einleitung in Kapitel 1 erfolgt in Kapitel 2 eine genauere Auseinandersetzung mit relationalen Zweitgliedern und den durch sie ermöglichten Bedeutungsrelationen in Komposita. Kapitel 3 beleuchtet den Zusammenhang zwischen Referenzialität und Movierung. In Kapitel 4 werden die Datengrundlage und die Annotationskategorien vorgestellt. In Kapitel 5 erfolgt die Präsentation und Diskussion der Ergebnisse. Ein Fazit sowie

ein Ausblick auf die mögliche Nutzbarmachung der Fallstudie für weitere Forschungsvorhaben folgen abschließend in Kapitel 6.

2. Komposition und Personenbezeichnung

2.1 Komposita mit relationalem Zweitglied

Ein Kerninteresse genderlinguistischer Forschung ist die Versprachlichung von Personen (vgl. Müller-Spitzer 2022: 40). Als soziale Wesen haben wir das Bedürfnis, Menschen immer wieder neu zu benennen. Braun (1997: 54) stellt fest, dass dieser menschliche Benennungsbedarf zu 92% von Wortbildungskonstruktionen und dabei insbesondere von Komposita gedeckt wird. Simplizia machen in seiner Studie gerade einmal 8% aller Personenbezeichnungen aus. Umso erstaunlicher ist es, dass Komposita zur Personenbezeichnung in der genderlinguistischen Forschung bisher kaum Beachtung gefunden haben.

Bei allen Arten von Komposita lassen sich „verschiedenartige Modifizierungsverhältnisse [bei] gleicher morphologischer Bildungsart beobachten“ (Braun 1997: 55). Eine formale Differenzierung nach Determinativ- und Kopulativkomposita ist zur Erfassung dieser Optionen bis heute relativ gebräuchlich (vgl. Eisenberg 2004: 226–232; Klos 2011: 13; etc.): In Determinativkomposita stehen die beiden Konstituenten in einer modifizierenden Beziehung zueinander, d. h. das Erstglied (Determinans) bestimmt das Zweitglied (Determinatum) näher bzw. modifiziert es (vgl. Eisenberg 2004: 226). Bei Kopulativkomposita wird hingegen „eine einfache und-Relation“ (Klos 2011: 15) angenommen, d. h. die Konstituenten stehen in einem koordinierenden Verhältnis zueinander. Diese Unterscheidung wird an verschiedenen Stellen kritisiert und relativiert. Fleischer und Barz (2012: 151–152) beschreiben eine Grauzone, die insbesondere ‚doppelte‘ Personenbezeichnungen der Art *Mördergeneral* (*ein General, der gleichzeitig ein Mörder ist*) oder *Journalistenkollege* (*ein Kollege, der gleichzeitig Journalist ist*) betrifft. Dieser breite Übergangsbereich wird auch von Ortner und Müller-Bollhagen (1991: 115) erwähnt, die durch ihren extensiven Kategorisierungsversuch von Substantivkomposita zeigen, dass die Möglichkeiten der semantischen Relationsbildung innerhalb von Komposita quasi unbegrenzt sind. Eine binäre Unterscheidung zwischen Determinativ- und Kopulativkomposita ist demnach oft zu ungenau.

Ortner und Müller-Bollhagen bieten unter anderem einen umfassenden Überblick über unterschiedliche Modifizierungsverhältnisse bei Komposita zur Personenbezeichnung. Für die vorliegende Studie sind die Kapitel *Qualifizierende – qualifizierte Größe* im Themenkomplex *Gleichsetzungskomposita* (1991: 161–174) und *Größe – assoziierte Größe* im Themenkomplex *Zugehörigkeitskomposita* (1991: 367–371) grundlegend. Als prototypisches Beispiel für *Qualifizierende – qualifizierte Größe* nennen die Autor*innen unter anderem die Personenbezeichnung *Amateurbiologe* (*Biologe, der ein Amateur ist*). Unter *Größe – assoziierte Größe* finden sich *Arztgattin* (*Gattin eines Arztes*) sowie *Diplomatensohn* (*Sohn eines Diplomaten*). Diesen ‚doppelten‘ Personenbezeichnungen (vgl. Eichinger 2000: 142) kommt ein besonderer Status zu, gerade solchen mit einer relationalen Personenbezeichnung im Zweitglied.

Relationale Substantive sind eine Untergruppe valenter Substantive. Dabei können Substantive „im syntaktischen Sinne nur über fakultative, nicht aber über obligatorische Valenz verfügen“ (Helbig & Schenkel 1991: 23). Diese fakultative Valenz wird wiederum nur für „bestimmte Typen von Substantiven angenommen, genauer gesagt für Substantive, die Ableitungen aus Verben oder Adjektiven darstellen“ (Hein 2015: 214), z. B. *Lehrer* oder *Jäger*. Nicht-abgeleitete Substantive, wie das hier diskutierte Lexempaar *Gatte/Gattin*, eröffnen jedoch ebenfalls semantische Leerstellen – sie haben eine „Valenz im semantisch-logischen Sinne“ (Hein 2015: 215), da durch sie Bezugsgrößen bzw. Relationen mitkodiert werden, z. B. zu anderen Personen (vgl. Fandrych & Thurmair 1994: 38; Hölzner 2007: 19). Alle Substantive zum Ausdruck von Verwandtschaftsbeziehungen, die für gewöhnlich sexusinhärent sind und paarig vorliegen, z. B. *Sohn/Tochter*, *Vater/Mutter*, *Witwe/Witwer* und *Gatte/Gattin*, sind typische relationale Substantive (vgl. Meyer 1993: 105; Schlücker 2018: 286). Gerade für genderlinguistische Betrachtungen sind diese Lexeme interessant, da sie außersprachliches Geschlecht mitkodieren.²

2.2 Possessive vs. qualifizierende Bedeutungsrelation

Werden solche relationalen, nicht-abgeleiteten Substantive als Kompositumszweitglieder gebraucht, kann die semantisch-logische Leerstelle durch das Erstglied gesättigt werden,

² Entsprechend den Lexemen *Gemahlin* und *Gemahl* handelt es sich bei *Gatte* und *Gattin* um lexikalische Männer- bzw. Frauenbezeichnungen (vgl. Klein 2022: 174).

was bei Ortner und Müller-Bollhagen (1991: 369) auf ca. 80% der Zweitglieder in der Kategorie *Größe – assoziierte Größe* zutrifft. Komposita mit relationalen Zweitgliedern werden dann mit Genitivparaphrasen aufgelöst (*Arztgattin* als Prototyp: *Gattin eines Arztes*; 1991: 367). Ein relationales Zweitglied legt also typischerweise eine soziative bzw. possessive Bedeutungsrelation zum Erstglied nahe, da erwartbar ist, dass die Leerstelle durch die präsupponierte Bezugsgröße gesättigt wird (vgl. auch Komposita mit Eigennamen als Erst- und relationaler Personenbezeichnung als Zweitglied, in denen die Bedeutungsrelation quasi immer possessiv zu deuten ist, z.B. *Palmer-Schwiegersohn*; Schlücker 2018: 285–286). Auffällig ist, dass das maskuline Lexem *Gatte* bei Ortner und Müller-Bollhagen im Kapitel *Größe – assoziierte Größe* nicht als Zweitglied thematisiert wird – ausschließlich die feminine Variante *Gattin* wird hier zugeordnet und sogar als „wortfeldhaft“ (1991: 370) charakterisiert.

Für Komposita gilt allgemein, dass es „bestimmte Präferenzen der Interpretation [gibt], aber doch noch eine ganze Reihe von Optionen“ (Eichinger 2000: 12): Neben der prototypischen possessiven Bedeutungsrelation besteht bei relationalen Zweitgliedern auch die Möglichkeit einer qualifizierenden Beziehung zwischen den Kompositumsgliedern.³ Dies entspricht dem Abschnitt *Qualifizierende – qualifizierte Größe* bei Ortner und Müller-Bollhagen, beispielhaft illustriert durch das Kompositum *Rebellenbischof* – ein Bischof, der gleichzeitig Rebell ist (1991: 163). Das Erstglied hat in diesem Fall eine identifikatorische Funktion; dem Zweitglied wird eine Qualität bzw. Eigenschaft zugeschrieben, z. B. eine Rolle oder ein Beruf. Auch ‚doppelte‘ Personenbezeichnungen werden dort thematisiert, allerdings zumeist in nicht-relationaler Ausprägung (1991: 163). Das einzig genuin relationale Zweitglied in diesem Abschnitt ist *Gemahl* im qualifizierenden Kompositum *Prinzgemahl* (1991: 167).

Meyer diskutiert aus formal-semantischer Perspektive, dass die Relationalität solcher Zweitglieder im Kontext ‚absorbiert‘ bzw. ‚ausgehebelt‘ werden kann, und zwar primär durch anaphorische Referenz (1993: 171–183). Er bezieht sich dabei auf Einzelbelege zu

³ Unter formalen Gesichtspunkten sind diese semantischen Relationen verwandt mit der Unterscheidung zwischen Determinativ- (= possessiv) und Kopulativkomposita (= qualifizierend), die oben kurz erläutert wurden. Die vorliegende Arbeit basiert auf den semantischen Kategorien nach Ortner & Müller-Bollhagen (1991) und geht nicht weiter auf die Frage nach einer Abgrenzung zwischen Determinativ- und Kopulativkomposita ein.

den Zweitgliedern *Freund*, *Vater*, *Kollegin*, *Partner* und *Lehrer*, die in den analysierten Kontexten qualifizierend verwendet werden (z.B. *Künstlervater* als *Vater*, *der auch Künstler ist* statt *Vater eines Künstlers*; Meyer 1993: 174). Auch Klos (2011: 32) stellt fest, dass Komposita mit relationaler Zweitkonstituente nicht zwangsläufig relational verstanden werden müssen, wenn der Kontext eine entsprechende Umdeutung zulässt. Allerdings merkt Klos auch an, dass die Rückbeziehung auf Kontext und Weltwissen häufig als „Allzweckwaffe [dient], [um] Interpretationsschwierigkeiten und Ambiguitäten wie durch Zauberhand aufzulösen“ (2011: 33). Dadurch können wortinterne Strukturen und Phänomene leicht ‚unsichtbar‘ gemacht werden; wie sich bei der Vorstellung der Annotationskategorien in Kapitel 4.3 zeigt, sind auch die hier untersuchten Kompositastrukturen unter Einbeziehung des Ko(n)texts selten missverständlich. Allerdings steuern daneben auch kompositumsinterne Faktoren die Modifikationsverhältnisse, was nicht ohne Weiteres ersichtlich ist, wenn nur der Ko(n)text als Disambiguierungsmöglichkeit berücksichtigt wird. Die Studie fokussiert daher die Binnenstruktur der Komposita, um die Wirkweise dieser Faktoren (hier: grammatisches und außersprachliches Geschlecht, Referenz) erfassen zu können.

2.3 Die relationalen Zweitglieder *Gatte* und *Gattin*

Im Unterschied zu anderen relationalen Zweitgliedern haben *Gatte* und *Gattin* die Eigenschaft, dass sie das ‚andere‘ Geschlecht mitkodieren – d. h. ein *Gatte* verlangt traditionell immer die weibliche *Gattin*, eine *Gattin* umgekehrt immer den männlichen *Gatten*. Für diese Eigenschaft wird hier der Terminus *sexusopponierend* eingeführt. *Gatte* und *Gattin* stehen somit nicht nur in einer relationalen *von*-Beziehung zueinander, sondern sind gleichzeitig kohyponymisch zueinander (z. B. zum Hyperonym *Eheleute*). Bei anderen relationalen Personenbezeichnungen werden diese beiden semantischen Slots unterschiedlich gefüllt: Beispielsweise ist *Vater* zu *Mutter* kohyponym (unter dem Hyperonym *Eltern*), die relationale *von*-Beziehung herrscht allerdings zum Lexempaar *Sohn/Tochter* (welche wiederum Kohyponyme zu *Kinder* sind). Auch die Mitkodierung des genau anderen Geschlechts innerhalb der *von*-Relation gilt für diese Personenbezeichnungen nicht: ein *Vater* oder eine *Tante* können zu Personen beiden Geschlechts relational sein (*Tante einer Nichte/eines Neffen*; *Vater einer Tochter/eines Sohnes*). Nur Lexempaare aus dem Ehebereich (neben *Gatte/Gattin* seien zu nennen *Gemahl/Gemahlin*, *Witwe/Witwer*,

Braut/Bräutigam, Verlobter/Verlobte) haben also die Eigenschaft, sexusinhärent und zueinander a) relational, b) kohyponym und c) sexusopponierend zu sein. Da es in Deutschland seit 2017 die gleichgeschlechtliche Ehe gibt, wird sich die letzte Eigenschaft voraussichtlich nivellieren (d. h. ein *Gatte* kann dann durchaus zu einem gleichgeschlechtlichen *Gatten* relational sein) – diesen Prozess gilt es zu beobachten.

Die Zweitglieder *Gatte* und *Gattin* eröffnen damit die Möglichkeit, Wortbildungsprodukte aus genderlinguistischer Perspektive zu betrachten, da erstens die sexusinhärenten und -opponierenden Zweitglieder hinsichtlich ihres Einflusses auf die Bedeutungsrelation untersucht werden können (Kapitel 5.2), und zweitens die formalen und referenziellen Eigenschaften der beiden Kompositumsglieder (in diesem Fall grammatisches und außersprachliches Geschlecht) als neue Analyseebene für Bedeutungsrelationen erprobt werden können (Kapitel 5.3). Dazu erfolgt in Kapitel 3 eine detaillierte Auseinandersetzung mit Referenzialität und Femininmovierung, v. a. im Erstglied von Komposita zur Personenbezeichnung.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass relationale Zweitglieder sowohl prototypische possessive als auch sekundäre qualifizierende Lesarten auslösen können. Aus der gesichteten Literatur geht hervor, dass gerade das feminine Zweitglied *Gattin* die primäre, possessive Lesart zu evozieren scheint. Zum maskulinen Pendant *Gatte* finden sich diesbezüglich keine Informationen - nur für *Gemahl* ($\approx$ *Gatte*) wird bei Ortner und Müller-Bollhagen (1991: 167) eine qualifizierende Verwendung im Kompositum *Prinzgemahl* angeführt. Ein Ziel der vorliegenden Studie ist es zu klären, ob die Soziativ-Bildung, bei der Personen zu Partnern zu- bzw. ihnen nebengeordnet werden, beim Wortpaar *Gatte/Gattin* auf beide Lexeme in gleicher Weise zutrifft, d.h. ob sie beide das gleiche ‚possessive Potenzial‘ besitzen, und falls nicht, worin eventuell systematische Unterschiede begründet liegen (vgl. Kapitel 5.2).

3. Referenzialität und Movierung

3.1 Relevanz von Geschlecht bei Kompositumserstgliedern

Wenn das Erstglied eines Kompositums eine Personenbezeichnung ist, wird generell angenommen, dass diese nicht-referenziell ist. Dies trifft vor allem auf Komposita mit

nicht-menschlichem Gesamtdenotat zu, z. B. *Raucherabteil* oder *Verbraucherdienst* (vgl. Kotthoff & Nübling 2018: 94). Die Erstglieder werden hier „als generisch referierend angesehen: Statt auf spezifische Denotate nehmen sie auf typische oder häufige Vertreter Bezug“ (Kopf 2018a: 173). Etwas anders verhält es sich bei den in Kapitel 2 eingeführten doppelten Personenbezeichnungen, insbesondere solchen mit relationalem Zweitglied. Da im Zweitglied häufig eine spezifische Person kodiert wird (z. B. eine spezifische *Gattin*), ist auch das dazu in Relation stehende Erstglied stark referenziell⁴ (vgl. Pettersson 2011: 63). Eine spezifische *Arztgattin* ist die Gattin eines konkreten, eindeutig identifizierbaren Arztes. Auch bei einer qualifizierenden Bedeutungsrelation ist das Erstglied referenziell, z. B. bei *Rebellenbischof* – das Erstglied *Rebell* hat den gleichen außersprachlichen Referenten wie das Zweitglied *Bischof* (vgl. Meyer 1993: 171). Beide Beispiele entsprechen dem „Extremfall“ bei Kopf (2018a: 175): Diese Erstglieder nehmen auf bestimmte und bestimmbare Individuen Bezug, nicht auf Prototypen. Es gibt aber auch Fälle, in denen beide Glieder nicht auf konkrete, identifizierbare Personen, sondern eher auf besagte typische Vertreter referieren: z. B. „die viel bemühte Zahnarztgattin, die Teilzeit gearbeitet hat“ (taz, 06.11.2012, T12/NOV.00732). Das ist gerade im Plural häufig, z. B. „zuletzt waren die einstmals ikonischen Gucci-Accessoires nur noch [...] an Fußballergattinnen zu sighten“ (Die Presse, 11.03.2016, P16/MAR.01263). Allerdings wird auch in diesen Beispielen auf Frauen (im Zweitglied) und auf Männer (im Erstglied) Bezug genommen, d.h. grammatisches sowie außersprachliches Geschlecht der bezeichneten Prototypen ist auch hier relevant. Die hier diskutierten Komposita bewegen sich demnach in einem Zwischenbereich: Es gibt stark referenzielle Erstglieder mit eindeutig identifizierbaren Bezugspersonen, aber auch solche, die sich eher auf Prototypen oder unterspezifizierte Gruppen beziehen. An den Beispielen wird außerdem eine weitere Besonderheit dieser Art Komposita deutlich: Die beiden Konstituenten können auf die gleiche oder auf zwei unterschiedliche Personen

⁴ Der Begriff *Referenzialität* wird in dieser Studie entsprechend der Definition bei Kotthoff und Nübling als „Konkretheit und Identifizierbarkeit“ (2018: 93) einer Person oder Gruppe verstanden. Es handelt sich hierbei um „ein komplexes, abgestuftes Konzept“ (ebd.: 92), das in Relation zu den Kategorien Genus und Sexus gesehen wird: Je referenzieller eine Personenbezeichnung, desto relevanter das Geschlecht. Auch der Terminus *Referenz* wird in dieser Arbeit nicht als pragmatisch-deiktischer Referenzakt aufgefasst, sondern als semantisches Phänomen der „Bezugnahme auf Außersprachliches durch die Verwendung sprachlicher Ausdrücke“ (Diewald & Steinhauer 2020: 103). Das Außersprachliche wären in diesem konkreten Fall Personen, d.h. *Referenten* bzw. *Referentinnen*.

referieren, d. h. in einem Wortbildungsprodukt können zwei außersprachliche Bezugspersonen versprachlicht werden.

Bei den hier untersuchten Komposita referieren also beide Konstituenten personen- oder zumindest geschlechtsspezifisch. Entsprechend der Referenzialitätsskala bei Kotthoff & Nübling bedeutet das, dass auch die Relevanz von Geschlecht stark zunimmt: „Je referenzieller, desto obligatorischer die Geschlechtsangabe“ (2018: 93). Auf sprachlicher Ebene heißt das, dass das Genus-Sexu-Prinzip verlässlich greifen sollte, d. h. dass spezifische Frauen durch feminine Formen und spezifische Männer durch maskuline Formen versprachlicht werden sollten. Allerdings „ergeben sich Referenzen nicht aus der morphologischen Form der Personenbezeichnung allein, sondern auch aus dem Kontext und Kontext“ (Pettersson 2011: 70) – für die vorliegende Studie bedeutet das, dass auch Inkongruenzen zwischen Genus und Sexu zu erwarten sind, z. B. durch die Verwendung geschlechtsübergreifender oder geschlechtsindefiniter Formen. Eine Annotation, die zwischen morphologischer Form (z. B. maskulin, feminin, geschlechtsindefinit) und Geschlecht der Referenzperson (männlich, weiblich) unterscheidet, ermöglicht die Ermittlung solcher Inkongruenzen (vgl. Kapitel 4.3).

3.2 Movierte Kompositumserstglieder

Wenn nach dem Genus-Sexu-Prinzip also erwartbar ist, dass spezifische Referentinnen des Erstglieds mit femininen Formen versprachlicht werden, führt das unweigerlich zu der Hypothese, dass movierte Formen als Erstglieder auftauchen müssen. Im Deutschen ist „das weitaus produktivste Suffix der Femininmovierung [...] das Suffix *-in*“ (Doleschal 1992: 27), welches sich quasi an alle maskulinen Derivationsbasen affigieren lässt (für eine Liste von Ausnahmen, vgl. Fleischer & Barz 2012: 236–237). Dass die Movierung einer Berufs- oder Rollenbezeichnung dabei von der Existenz realer weiblicher Personen in diesen Positionen abhängig sein kann, diskutiert Haß-Zumkehr:

Der Universalduden verzeichnet in seiner neuesten Auflage zwar die *Bundespräsidentin*, nicht aber die *Bundeskanzlerin*, weil, so ist es aus der Bedeutungsparaphrase abzuleiten, es das Bezugsobjekt von *Bundespräsidentin* in der Schweiz tatsächlich gibt, das Bezugsobjekt von *Bundeskanzlerin* aber noch nirgends. (2003: 162)

Drei Jahre später, nach der Wahl der Bundeskanzlerin Angela Merkel, hatte sich diese außersprachliche Realität bereits geändert und die movierte Form *Bundeskanzlerin* war in

den deutschen Politikwortschatz, und damit in den Duden, eingegangen. Die insgesamt 16-jährige Regierungszeit von Angela Merkel zeigt auch in anderen Studien unerwartete Effekte: Schunack und Binanzer hatten in ihrer Benennungsstudie bei der Kategorie *Politiker* einen starken *male bias* erwartet; letztendlich war aber Angela Merkel die meistgenannte Person. „This suggests that a comparatively strong gender stereotype can be overruled by a strong exemplar of the non-stereotypical gender, given sufficient exposure.“ (Schunack & Binanzer 2022: 25) Neue soziale Realitäten können also dafür sorgen, dass sich Stereotype und Kategorienverständnisse verändern, was sich letztlich auch in Wortbildungsprozessen niederschlagen kann: Die systematische Movierung zur Referenz auf weibliche Personen wird immer relevanter.

Movierte Kompositumserstglieder werden bisher allerdings als Randphänomen oder, in der aktivistischer orientierten feministischen Linguistik, als theoretisches Desiderat und „Radikalversion der feministischen Kongruenzregel“⁵ (Pusch 1984: 106) thematisiert. Die einzige empirisch ausgerichtete Studie, in der movierte Erstglieder erwähnt werden, stammt von Breindl und Thurmair – dort wird das Phänomen allerdings als inexistent und wenig akzeptabel beschrieben (2014: 38).⁶ Das erscheint besonders fragwürdig, wenn man bedenkt, dass das doppelt movierte Kompositum *Kaiserin-Königin* im gleichen Artikel in einer Liste ‚prototypischer‘ Kopulativkomposita erscheint (Breindl & Thurmair 2014: 34). Von Inexistenz kann also kaum die Rede sein. Vier Jahre später schreibt Kopf dann, dass „mit der zunehmenden Verbreitung von *in*-Movierungen [...] auch entsprechende Komposita heute unauffällig [sind]“ (2018a: 258 Fußnote 220) – empirische Untersuchungen dazu fehlen allerdings bisher.⁷

Movierung kann in Komposita aber nicht nur zur Referenz auf konkrete weibliche Personen nutzbar gemacht werden, sondern auch zur Disambiguierung kontextloser Wortbildungen: Soll das Kompositum *Arztgatte* als *Gatte einer Ärztin* verstanden werden (und nicht als *Gatte, der auch Arzt ist* oder *Gatte eines Arztes*), wäre diese possessive Lesart

⁵ „Verwandle alle maskulinen Personenbezeichnungen in feminine, sofern sie sich in irgendeiner Form auf Frauen beziehen. Dies gilt auch dann, wenn die maskuline Personenbezeichnung nur **Teil** eines Wortes ist.“ (Pusch 1984: 105; Hervorhebung im Original)

⁶ NB: In dieser Studie werden ausschließlich Komposita mit qualifizierender Bedeutungsrelation und nicht-relationalem Zweitglied thematisiert.

⁷ Kristin Kopf arbeitet zurzeit an Korpusdaten zu Komposita mit moviertem Erstglied, die im Oktober 2022 bei der Konferenz „Die Movierung. Formen – Funktionen – Bewertungen“ in Passau vorgestellt wurden (persönliche Kommunikation).

beispielsweise durch die Movierung des Erstglieds (*Ärztinnengatte*) zu erreichen statt durch die kontextuelle Disambiguierung des weiblich referierenden maskulinen Erstglieds. Gleichzeitig lässt sich durch eine doppelte Movierung auch für feminine relationale Zweitglieder eine qualifizierende Lesart evozieren (eines der wenigen Beispiele aus den Daten lautet *Journalistingattin* als *Gattin*, die auch *Journalistin* ist; insgesamt finden sich nur 26 Belege für die doppelt movierte Konstruktion). Es ist somit anzunehmen, dass das Kompositum eine possessive Bedeutungsrelation kodiert, wenn die Konstituenten unterschiedliche Genera haben (*Arztgattin*, *Kanzlerinnengatte*). Umgekehrt gilt, dass eine qualifizierende Relation angenommen wird, wenn die Kompositumsglieder das gleiche Genus aufweisen (*Arztgatte*, *Anglistin-Gattin*). Die Genera der Konstituenten werden als ihr gegenseitiger Minimalkontext reanalysiert (vgl. Eichinger 2000: 14).

Abweichungen sind anzunehmen, wenn maskuline Erstglieder geschlechtsübergreifend zur Referenz auf weibliche Personen verwendet werden (*Kanzlergatte Joachim Sauer*: maskuline Form *Kanzler* bezieht sich auf Angela Merkel). Das geschlechtsübergreifende (auch generische) Maskulinum wird häufig definiert als „grammatisch maskuline Personenbezeichnung [...] zur Bezeichnung gemischter Gruppen oder zum Ausdruck allgemeiner, d. h. geschlechtsunspezifischer Referenz auf Personen“ (Diewald 2018: 286). Doleschals Definition bezieht außerdem die Konkretheit der Referenz ein: Sie erklärt das geschlechtsübergreifende Maskulinum als „die Fähigkeit maskuliner Personenbezeichnungen, geschlechtsabstrahierend verwendet zu werden, insbesondere, wenn es nicht um konkrete Personen geht“ (Doleschal 2002: 39). Die Verwendung maskuliner Formen zur Referenz auf konkrete weibliche Einzelpersonen ist unüblich und wird von Becker sogar als „Lüge“ (2008: 66) eingestuft. Kopf identifiziert mit den Prädikativen⁸ allerdings eine Konstruktion, in der eine solche Verwendung des Maskulinums möglich zu sein scheint, auch wenn es „von der Allgemeinheit und innerhalb der Sprachwissenschaft unterschiedlich bewertet wird“ (Kopf 2022: 75). Auch in den hier analysierten Daten wird das Maskulinum im Erstglied auf diese Weise, d. h. mit Referenz auf eine spezifische weibliche

⁸ Prädikative sind Satzglieder, die über Kopulaverben an das Subjekt oder Objekt gebunden werden und diesen eine Eigenschaft zuweisen (vgl. <https://grammis.ids-mannheim.de/vggf/2281>). Wenn Personenbezeichnungen als Prädikative verwendet werden, werden sie für gewöhnlich als generisch und nicht-referenziell aufgefasst, was eine Verwendung maskuliner Formen zum Bezug auf feminine Subjekte möglich macht (*Sie ist Seglerin* und *Sie ist Segler* wären demnach beide korrekt, vgl. Kopf 2022: 74).

Einzelperson, verwendet. Für solche Fälle wird daher von einem *weiblich referierenden* statt von einem *geschlechtsübergreifenden Maskulinum* gesprochen, um die Abgrenzung zu einem wirklich gruppenbezogenen bzw. geschlechtsabstrahierenden Gebrauch zu verdeutlichen.

4. Hypothesen und Datengrundlage

4.1 Hypothesen

Die Untersuchung gliedert sich in die drei unten aufgeführten Hypothesen H1 – H3. Die Unterhypothesen verdeutlichen die erwartete Richtung des Effekts. Hypothese 1 leitet sich aus der generellen Annahme ab, dass relationale Zweitglieder soziative bzw. possessive Lesarten versprachlichen – allerdings ist anzunehmen, dass auch qualifizierende Lesarten möglich sind, und dass diese zwei Lesarten sich in unterschiedlichem Maße auf feminine und maskuline Zweitglieder verteilen. Hypothese 2 leitet sich daraus ab, dass bisher primär semantische und textuelle Aspekte der Kompositumsinterpretation untersucht wurden, formale und referenzlinguistische Gesichtspunkte allerdings ebenfalls vielversprechende Möglichkeiten bieten, dieses komplexe Feld zu erweitern – insbesondere die Kategorien Genus und Sexus. Hypothese 3 geht auf Annahmen zurück, dass movierte Erstglieder inexistent und wenig akzeptabel seien, und verknüpft diese mit genderlinguistischen Überlegungen zur Relevanz von Geschlecht bei spezifisch referierenden Erstgliedern.

H1: Die Zweitglieder *Gatte* und *Gattin* wirken sich auf die Bedeutungsrelation im Kompositum aus.

H1.1: Wenn das Zweitglied feminin ist (*Gattin*), dann geht damit eine possessive Bedeutungsrelation einher.

H1.2: Wenn das Zweitglied maskulin ist (*Gatte*), dann geht damit eine qualifizierende Bedeutungsrelation einher.

H2: Genusgleichheit bzw. -divergenz der Kompositumsglieder wirken sich auf die Bedeutungsrelation im Kompositum aus.

H2.1: Wenn die beiden Kompositumsglieder unterschiedliche Genera haben, dann geht damit eine possessive Bedeutungsrelation einher.

H2.2: Wenn die beiden Kompositumsglieder das gleiche Genus haben, dann geht damit eine qualifizierende Bedeutungsrelation einher.

H3: Zwischen Sexus der außersprachlichen Referenzperson und Genus des auf sie referierenden Erstglieds liegt Kongruenz vor.

H3.1: Männliche Referenten werden bevorzugt mit maskulinen Erstgliedern versprachlicht.

H3.2: Weibliche Referentinnen werden bevorzugt mit femininen Erstgliedern versprachlicht.

Die statistische Überprüfung der Hypothesen erfolgt in den Kapiteln 5.2 bis 5.4.

4.2 Korpus

Als Basis für die Datenarbeit dient das *lexiko*-Korpus mit mehr als 4 Milliarden Tokens (für eine ausführliche Beschreibung des Korpus, vgl. Storjohann 2005). Es handelt sich um ein Subkorpus des Deutschen Referenzkorpus DEREKO (Kupietz et al. 2010, 2018) und wird als Grundlage für das *lexiko Online-Wörterbuch zur deutschen Gegenwartssprache* genutzt (Institut für Deutsche Sprache 2003). Das Korpus besteht aus 29 deutschsprachigen Printmedien (Zeitungen, Zeitschriften, Onlinenachrichten) aus Deutschland, Österreich und der Schweiz und umfasst die Jahre 1947 – 2021. Da die Datenlage erst ab Mitte der 80er-Jahre ausreichend gut ist,⁹ deckt die vorliegende Untersuchung nur die Jahre 1985 – 2021 ab.

Presstexte eignen sich besonders für die Untersuchung von Komposita mit den Zweitgliedern *Gatte* und *Gattin*, da „Beispiele für ein ‚Benennungshandeln‘ [...] in der Pressesprache relativ häufig [auftreten]“ (Elsen & Dzikowicz 2005: 83). Ortner und Müller-Bollhagen stellen fest, dass gerade Soziativbildungen (d. h. Komposita mit relationalem Zweitglied) „sehr typisch für Presstexte [sind]“ (1991: 371), d. h. im *lexiko*-Korpus ist mit einer robusten Menge solcher Bildungen zu rechnen. Ein weiterer Faktor ist der eher gehobene Gebrauch der Lexeme *Gatte/Gattin*, die daher besonders in schriftsprachlichen Kontexten

⁹ Das DEREKO-Korpus hat erst mit der aufkommenden Digitalisierung von Texten eine relativ belastbare Größe erreicht. Die Datenmenge und -verteilung in vorherigen Jahrzehnten ist für quantitativ-vergleichende Studien eher ungeeignet (persönliche Kommunikation mit Jan Oliver Rüdiger, IDS Mannheim).

zu erwarten sind.¹⁰ Die Abfrage von *Gatte* und *Gattin* ist zudem aus Operationalisierungsgründen sinnvoll, da Quasi-Synonyme wie *Frau* oder *Mann* im Zweitglied äußerst unter-spezifiziert sind und die Abfrage vor allem Berufs- und Rollenbezeichnungen (*Kauffrau*, *Fachmann*) liefert. *Gatte* und *Gattin* sind in ihrer Verwendung spezifisch und unmissver-ständlich auf den ehelichen Status bezogen. Sie dienen daher als praktikabler Ausgangs-punkt für eine erste korpuslinguistische Untersuchung zum Einfluss von ‚Geschlecht‘ auf Kompositabedeutungen, an die weitere Studien zu anderen relationalen Zweitgliedern an- knüpfen können.

4.3 Annotation und Auswertung

Aus dem Korpus wurden alle Komposita extrahiert, die das Zweitglied *Gatte* und *Gattin* in ihren möglichen Deklinationsvarianten enthalten (*Gatte* – *Gatten*, *Gattin* – *Gattinnen*). Die Daten wurden manuell gesäubert und *false positives* (z. B. *Fregatte*, *Regatte*, *begatten*) sowie Belegdoppelungen (z. B. mehrfach vorkommende dpa-Meldungen) entfernt. In einem wei- teren Schritt wurden die Komposita aussortiert, die keine Personenbezeichnung als Erst- glied haben (z. B. *Mustergatte*, *Ehegattinnen*), ebenso wie anthropomorphisierende Ver- wendungen zur Bezeichnung von Tieren (z. B. *Panda-Gatte*, *Storchengattin*). Es blieben nach der Bereinigung insgesamt 12.047 Komposita übrig, davon 893 mit *Gatte* (7,41%) und 11.153 mit *Gattin* (92,58%). Zudem ist eine Doppelform mit Schrägstrichschreibung (*Un- ternehmer-Gatten/Gattinnen*) belegt.¹¹

Die einzelnen Belege wurden in einem nächsten Schritt manuell annotiert und an- schließend in der Programmierumgebung R analysiert (RStudio Team 2022). An dieser Stelle werden die analyserelevanten Annotationskategorien und ihre jeweiligen Ausprä- gungen nur kurz vorgestellt (i.-vii.). Eine detaillierte Beschreibung sowie Beispiele finden sich im Ergänzungsmaterial.¹²

¹⁰ Eine Abfrage im FOLK-Korpus der Datenbank für Gesprochenes Deutsch (DGD; https://dgd.ids-mannheim.de/dgd/pragdb.dgd_extern.welcome [aufgerufen am 19. April 2023]) ergibt null Treffer für das Simplex *Gatte* und zwei Treffer für *Gattin*.

¹¹ Mögliche Formen mit Genderzeichen im Zweitglied (z. B. *Politikergatt*innen*) wurden für die vorliegende Studie nicht berücksichtigt.

¹² Das Ergänzungsmaterial ist unter <https://journals.linguistik.de/zwjw/article/view/104/176> zu finden. Die Daten sind über folgendes Tool zugänglich: <https://www.owid.de/plus/gattin2023/>.

- i. Form des Erstglieds: Unterscheidung zwischen formal maskulinen, formal femininen und geschlechtsindefiniten Formen; außerdem Eigennamen und Akronyme.
- ii. Geschlecht des außersprachlichen Referenten/der außersprachlichen Referentin des Erstglieds: weiblich, männlich, generisch oder unklar
- iii. Form des Zweitglieds: maskulin (*Gatte*) oder feminin (*Gattin*), außerdem Singular oder Plural.
- iv. Geschlecht des außersprachlichen Referenten/der außersprachlichen Referentin des Zweitglieds: weiblich, männlich oder generisch.
- v. Bedeutungsrelation/Lesart: qualifizierend, possessiv oder unklar
- vi. Geschlechtsübergreifendes/weiblich referierendes Maskulinum im Erstglied: ja, nein oder unklar
- vii. Genusgleichheit bzw. -divergenz der Kompositumsglieder: ja oder nein

5. Ergebnisse und Diskussion

5.1 Überblick: Distribution von Erst- und Zweitgliedern

Tabelle 1 zeigt die Verteilung der Kompositastrukturen nach Erst- und Zweitglied.

Tab. 1: Absolute Anzahl der Token (in Klammern: Anteil an Gesamtmenge aller Komposita) für alle Kombinationen aus Erst- und Zweitgliedern

Zweitglied Erstglied	feminin	maskulin	gesamt
maskulin	10.342 (85,8%)	559 (4,64%)	10.900 (90,48%)
Eigename	561 (4,67%)	146 (1,21%)	708 (5,88%)
geschlechtsindefinit	180 (1,49%)	37 (0,31%)	217 (1,80%)
feminin	49 (0,41%)	146 (1,21%)	195 (1,62%)
Akronym	21 (0,17%)	5 (0,04%)	26 (0,22%)
gesamt	11.153 (92,58%)	893 (7,41%)	12.047 (100%)

Am häufigsten ist die Kombination aus maskulinem Erst- und femininem Zweitglied (z. B. *Klempnergattin*; 85,8%). Im Vergleich dazu fällt die umgekehrte Variante *feminin + maskulin* (z. B. *Diplomatinnengatte*; 1,21%) kaum ins Gewicht. Am seltensten ist, wenn man Akronyme ausklammert, die Kombination aus femininem Erst- und Zweitglied (z. B. *Ban-
keringattin*; 0,41%), während maskuline Erstglieder vergleichsweise häufig mit maskulinem Zweitglied vorkommen (z. B. *Künstlergatte*; 4,64%). Insgesamt überwiegt das feminine Zweitglied deutlich (92,58%) im Vergleich zum maskulinen Zweitglied (7,41%) – es ist ca.

12-mal häufiger. Eine Abfrage der Simplizia (*Gatte/Gatten*: 43.095 Tokens – *Gattin/Gattinnen*: 98.589 Tokens) ergibt auch hier eine Dominanz der femininen Formen, allerdings sind diese nur etwa doppelt so häufig wie die maskulinen Formen. Bei den Komposita verstärkt sich dieses Übergewicht also deutlich.

Beim Erstglied dominieren wiederum maskuline Formen (90,48%), gefolgt von Eigennamen (z. B. *Benz-Gattin*, *Claudia-Schiffer-Gatte*; 6,06%) und geschlechtsindefiniten Formen (z. B. *Model-Gattin*; 1,80%). Feminine Erstglieder sind die seltenste Variante (1,62%; ausgenommen Akronyme, die mit nur 0,22%, aber auch nur zwei Typen, die kleinste Gruppe bilden).

5.2 Zusammenhang zwischen Zweitglied und Bedeutungsrelation

Zur Beantwortung der ersten Forschungsfrage, ob das Zweitglied ausschlaggebend für die Bedeutungsrelation im Kompositum ist, wurde ein Chi-Square-Test mit den Variablen *Form des Zweitglieds* (feminin, maskulin) und *Bedeutungsrelation* (possessiv, qualifizierend)¹³ durchgeführt. Zwischen den Variablen besteht ein signifikanter Zusammenhang mit großer Effektstärke, $X^2(1, N = 12025) = 4995$, $p < 0,001$, Cramér's $V = 0,64$. Der Mosaikplot in Abbildung 1 visualisiert die Richtung des Effekts: Die blauen Boxen zeigen an, dass die beobachtete Häufigkeit größer ist als die erwartete Häufigkeit; umgekehrt zeigen die roten Boxen, dass die beobachtete Häufigkeit kleiner ist als die erwartete Häufigkeit. Das feminine Zweitglied *Gattin* korreliert demnach stark mit einer possessiven Bedeutungsrelation, während das maskuline Zweitglied *Gatte* mit einer qualifizierenden Bedeutungsrelation zusammenhängt. Die Unterhypothesen H1.1 und H1.2 bestätigen sich damit. Gleichzeitig ist ersichtlich, dass possessive Lesarten beim maskulinen Zweitglied wesentlich häufiger vorkommen als qualifizierende beim femininen Zweitglied, was im Folgenden näher beleuchtet wird.

¹³ Die verschwindend kleine Kategorie *unklar* (18 Fälle, 0,15%) wurde von der Analyse ausgeklammert, um eine übersichtliche Darstellung zu gewährleisten. Das einmalige Vorkommen einer Doppelform im Zweitglied wurde ebenfalls ausgeschlossen.

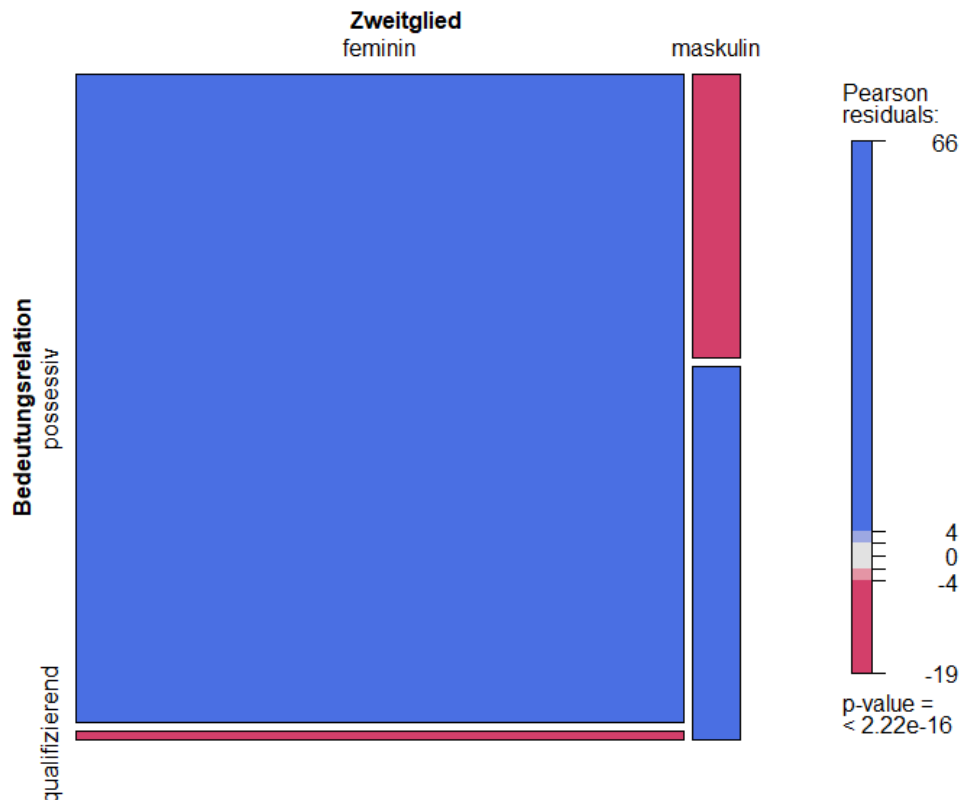


Abb. 1: Mosaikplot zum Chi-Square-Test *Zweitglied – Bedeutungsrelation*

An den Daten wird eine Asymmetrie hinsichtlich der Versprachlichung ehelicher Rollen erkennbar: Bei Frauen wird in Presstexten und anderen Medien wesentlich häufiger die Rolle als Ehefrau bzw. Gattin thematisiert als bei Männern. Dies ist kein neuer Befund, wie das folgende Fazit aus Bühlmanns Studie zur Darstellung von Frauen in Schweizer Tageszeitungen zeigt:

Die Ehefrauen der im Mittelpunkt eines Textes stehenden Männer werden in keiner der drei Zeitungen mit vollem Namen genannt, entweder sind sie nur die Ehefrau oder Gattin, oder aber sie werden mit dem Vornamen bezeichnet. Nach all diesen Beispielen ist zu sehen, dass zwar offensichtliche Sexismen grösstenteils von der Oberfläche verschwunden sind, dass aber sexistisches Denken im Unterbewusstsein weiterwirkt und sich in Zeitungstexten nach wie vor manifestiert. (Bühlmann 2002: 185)

Auch digitale Enzyklopädien sind von diesem Ungleichgewicht betroffen: In einer Studie zum Gender Bias in der Wikipedia stellen Graells-Garrido et al. (2015: 5) fest, dass Frauen überproportional häufig mit ihrem Ehemann und ihren familiären Rollen assoziiert werden, während Männer selten als Ehemann zu einer Frau in Relation gesetzt werden.

Die vorliegende Studie geht noch einen Schritt weiter und betrachtet wortinterne Manifestationen solcher Asymmetrien: Die Zweitglieder *Gatte* und *Gattin*, und damit die

außersprachlichen Kategorien (*Ehe-*)*Mann* und (*Ehe-*)*Frau*, korrelieren systematisch mit unterschiedlichen Bedeutungsrelationen. Diese Bedeutungsrelationen sind dabei nicht neutral oder gleichwertig, da sie eng an soziale Realitäten gebunden sind und darauf hindeuten, dass das Thema *Ehe* für die beiden Geschlechter unterschiedlich thematisiert wird. Die Bedeutungsrelationen *possessiv* und *qualifizierend* evozieren ein unterschiedliches Bild von den bezeichneten Männern und Frauen. Für Frauen (*Gattinnen*) dominiert die Versprachlichung eines Abhängigkeitsverhältnisses zum Ehemann; für Männer (*Gatten*) dominiert eine doppelte Individualisierung. Die bei Ortner und Müller-Bollhagen (1991: 367) diskutierte soziative Lesart gilt demnach besonders für das feminine Zweitglied (und damit für weibliche Referentinnen), während eine qualifizierende Lesart dem maskulinen Zweitglied (und damit den männlichen Referenten) vorbehalten bleibt. Gleichzeitig wird auch Meyers Analyse, dass relationale Zweitglieder primär aufgrund von kompositumsexternen Antezedenten eine qualifizierende Lesart zulassen können (1993: 171–183), um eine formale, kompositumsinterne Ebene erweitert – jedenfalls für die hier untersuchten sexusinhärenten und -opponierenden Zweitglieder. Die beiden oberflächlich eng verwandten Lexeme *Gatte* und *Gattin* bedingen in Kompositastrukturen unterschiedliche Modifikationsverhältnisse. Reale Geschlechterrelationen werden dadurch einerseits abgebildet, andererseits aber auch reproduziert.

Abbildung 1 zeigt allerdings auch, dass es eine nicht unerhebliche Anzahl an Komposita mit maskulinem Zweitglied gibt, bei denen eine possessive Bedeutungsrelation vorliegt ($N = 386$; 43,23%). Dies ist dem nach wie vor vorhandenen ‚possessiven Potenzial‘ des relationalen Zweitglieds *Gatte* zuzuschreiben – prototypische Soziativbildungen sind auch mit diesem Zweitglied möglich. Wichtig ist dabei, dass sie signifikant seltener auftreten als bei der femininen Variante *Gattin*. Es überwiegt, statistisch gesehen, die qualifizierende Lesart. Possessive Bedeutungsrelationen werden beim Zweitglied *Gatte* insbesondere von femininen Formen und Eigennamen im Erstglied ausgelöst (jeweils 146 Tokens, 38%). Auch weiblich referierende Maskulina im Erstglied können eine possessive Lesart bedingen ($N = 81$, 21,09%). Außerdem finden sich vier Fälle mit maskulinen Erstgliedern, die nicht weiblich referieren und dennoch eine possessive Bedeutungsrelation kodieren: Es handelt sich um Versprachlichungen gleichgeschlechtlicher Partnerschaften, in denen beide Partner männlich sind (2x *Botschaftergatte*, *Millionärsgatte*, *Ministergatte*). Demnach

liegt hier eine genuin possessive Bedeutungsrelation vor, die jedoch insofern neu ist, als dass neue soziale Realitäten (in diesem Fall gleichgeschlechtliche Ehen) kodiert werden.¹⁴ Hier deutet sich schon an, dass sich das in Kapitel 2.3 eingeführte Merkmal der *Sexusoppositionierung* bei Lexemen aus dem Ehebereich nach und nach nivellieren könnte.

Während das maskuline Zweitglied *Gatte* neben qualifizierenden auch possessive Bedeutungsrelationen kodieren kann, ist das feminine Zweitglied *Gattin* wesentlich eingeschränkter auf possessive Relationen. Es finden sich gerade einmal 146 Fälle (1,31%), in denen *Gattin* mit einer qualifizierenden Bedeutung vorliegt; davon hat der Großteil ein weiblich referierendes maskulines Erstglied ($N = 75$; 51,37%, z. B. *Musiker-Gattin Diana Krall*), gefolgt von geschlechtsindefiniten ($N = 36$; 24,66%, z. B. *Model-Gattin Heidi Klum*) und femininen Erstgliedern ($N = 26$; 17,81%; (*Model-*)*Moderatorin-Gattin Collien Ulmen-Fernandes*). Die doppelte Individualisierung der Frau ist bisher also äußerst selten und wird kaum über feminine Erstglieder realisiert – eine weitere Bestätigung der Beobachtung, dass die (Ehe-)Frau meist weniger individualisiert wird als der (Ehe-)Mann (vgl. Kotthoff & Nübling 2018: 21).

5.3 Zusammenhang zwischen Genusgleichheit/-divergenz und Bedeutungsrelation

Zur Beantwortung der zweiten Forschungsfrage, inwiefern Genusgleichheit bzw. -divergenz der Kompositumsglieder die Bedeutungsrelation im Kompositum beeinflusst, wurde ein Chi-Square-Test mit den Variablen *Genusgleichheit der Kompositumsglieder* (ja, nein)¹⁵ und *Bedeutungsrelation* (possessiv, qualifizierend)¹⁶ durchgeführt. Auch bei diesem Test zeigt sich ein signifikanter Zusammenhang, diesmal mit sehr großer Effektstärke, $X^2(1, N = 11810) = 8300$, $p < 0,001$, Cramér's $V = 0,84$. Der Mosaikplot in Abbildung 2 visualisiert die Richtung des Effekts: Bei einer Genusdivergenz der Kompositumsglieder (z. B. *Ministergattin, Königinnengatte*) liegt ein signifikanter Zusammenhang mit der possessiven

¹⁴ Bisher tauchen im Datenset ausschließlich Belege für gleichgeschlechtliche Ehen zwischen Männern auf ($N = 6$). Belege für gleichgeschlechtliche Ehen zwischen Frauen sind noch nicht zu finden. Im Grunde können diese neuen Verwendungsmuster als Ausdruck des Homonormativitäts-Konzepts gewertet werden. Darunter versteht man „the assimilationist ‘mainstreaming’ of gay culture in line with heteronormative ideals.“ (Jones 2021: 7) Konventionelle Wortbildungsmuster zur Versprachlichung heteronormativer Beziehungskonzepte werden, zusammen mit der ehelichen Institution an sich, auf homosexuelle Paare (und dabei v. a. auf Männer) übertragen.

¹⁵ Geschlechtsunspezifische Erstglieder wurden hierbei ausgeklammert, vgl. Ergänzungsmaterial Punkt vii.

¹⁶ Wie zuvor wurde die Kategorie *unklar* ausgeschlossen.

Bedeutungsrelation vor; Genusgleichheit (z. B. *Bürgermeistergatte*, *Kellnerin-Gattin*) korreliert hingegen stark mit einer qualifizierenden Bedeutungsrelation. Somit bestätigen sich auch die zwei Unterhypothesen H2.1 und H2.2. Die Breite der Boxen zeigt außerdem, dass Genusgleichheit (N = 617, 5,22%) deutlich seltener vorkommt als Genusdivergenz (N = 11.212; 94,94%), d. h. Genusdivergenz kann bei dieser Art Komposita als Standardformat angenommen werden.

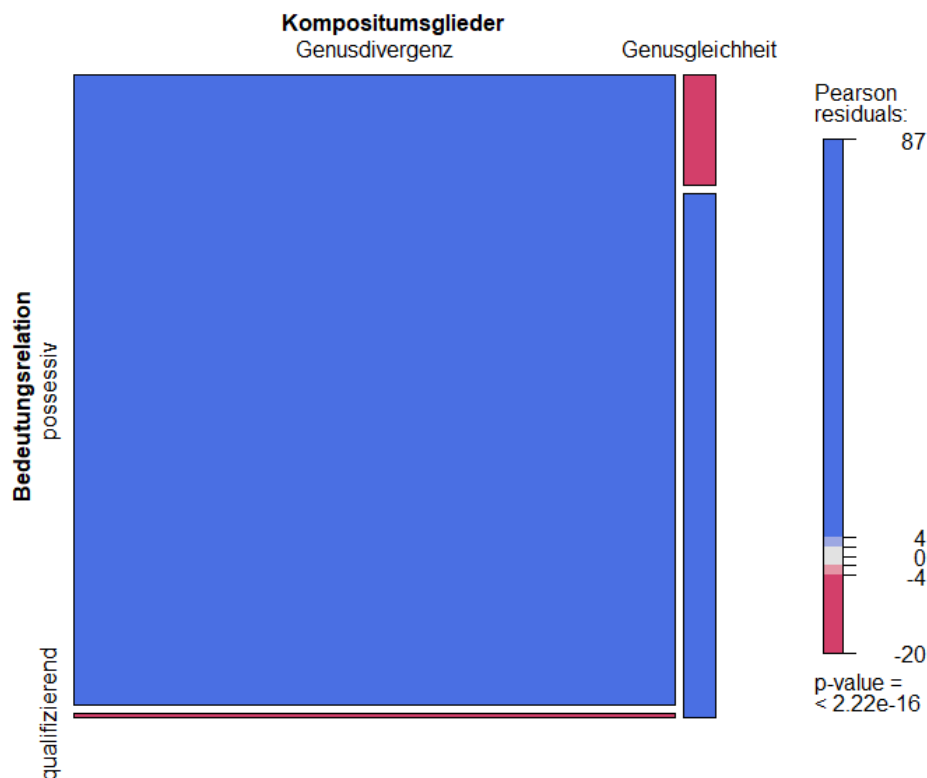


Abb. 2: Mosaikplot zum Chi-Square-Test *Genusgleichheit/-divergenz der Kompositumsglieder – Bedeutungsrelation* (ohne geschlechtsindefinite Erstglieder)

Bisherige Forschung zu Interpretationsmustern und Bedeutungsrelationen bei Komposita geht davon aus, dass typische Interpretationsmuster primär durch kontextuelle Faktoren gestützt oder ausgehebelt werden (vgl. v. a. Meyer 1993). Die vorliegende Auswertung zeigt, dass daneben auch kompositumsinterne, formale Muster Hinweise auf die Bedeutungsrelationen geben können – in diesem Fall die Genera der beiden Konstituenten. Dies gilt unabhängig vom *konkreten* Genus, d. h. diese Analyseebene ermöglicht eine Abstraktion über geschlechterbasierte Kategorien hinaus. Die Form (genauer, das Genus) der jeweils anderen Konstituente dient als disambiguierender Minimalkontext. Dieser Faktor

kann bei künftigen Untersuchungen von Komposita zur Personenbezeichnung (v. a. mit relationalem Zweitglied) berücksichtigt werden.

Von der dominanten Kategorie der genusdivergenten Formen ($N = 11.217$; 94,98%) evozieren nur 76 Komposita (0,68%) eine qualifizierende Lesart. Neben einem akronymischen Erstglied ist dies ausnahmslos auf die Kombination aus weiblich referierendem maskulinen Erstglied und Zweitglied *Gattin* zurückzuführen ($N = 75$; 98,68%). Dies entspricht den in Kapitel 5.2 diskutierten Fällen, in denen *Gattin* eine qualifizierende Lesart evoziert. Das maskuline Erstglied bezieht sich dabei auf die gleiche Referentin wie das feminine Zweitglied. Aufgrund der oberflächlichen Genusdivergenz wäre eine possessive Lesart zu erwarten, gemeint ist allerdings eine qualifizierende Relation. Nur Kontext und Weltwissen helfen in solchen Fällen bei der Disambiguierung. Ein Beispiel dafür sind die oberflächlich gleichen Formen *Schauspielergattin Elfi Eschke* und *Schauspielergattin Marion Fedder*. Während Elfi Eschke selbst Schauspielerin ist und es sich beim Erstglied um ein weiblich referierendes Maskulinum handelt, ist Marion Fedder die Ehefrau des Schauspielers Jan Fedder, d. h. das maskuline Erstglied referiert auf einen konkreten Mann. Somit ist das erste Kompositum qualifizierend, das zweite possessiv. Bei gleicher morphologischer Bildungsart entstehen so Mehrfachbedeutungen, die durch eine Nicht-Übereinstimmung von grammatischem Genus und außersprachlichem Geschlecht zustande kommen können.

In der weitaus kleineren Kategorie der genuskongruenten Formen ($N = 561$; 4,75%), bei denen standardmäßig eine qualifizierende Lesart angenommen wird, sind 106 Komposita (18,89%) possessiv. Ein großer Teil ist dabei ebenfalls auf weiblich referierende maskuline Erstglieder zurückzuführen ($N = 78$, 73,58%), diesmal allerdings in Kombination mit dem maskulinen Zweitglied *Gatte*. Aufgrund der oberflächlichen Genusgleichheit wäre eine qualifizierende Lesart zu erwarten, gemeint ist allerdings eine possessive Relation. Dies sei beispielhaft illustriert am Kompositum *Ministergatte: Ministergatte Wolfgang Prammer* war nicht selbst Minister, sondern Ehemann der Ministerin Barbara Prammer; es handelt sich beim Erstglied also um ein Maskulinum mit weiblicher Referenz und damit um eine possessive Bedeutungsrelation. Das oberflächlich gleiche *Ministergatte* mit Bezug auf *Hartmut Holzapfel* ist hingegen qualifizierend, da Holzapfel selbst Minister war.

Wie bereits in Kapitel 5.2 kurz diskutiert, gibt es außerdem Formen zur Versprachlichung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften. Dazu zählen die bereits zitierten Formen

Botschaftergatte, *Millionärsgatte* und *Ministergatte*, sowie zwei Formen mit Eigennamen im Erstglied (*Walz-Gatte*, *Spahn-Gatte*). Hierbei liegt zwar Genuskongruenz vor, die Lesart ist aber dennoch possessiv, da sich beide Konstituenten auf unterschiedliche Männer beziehen.

Einen Sonderfall stellen Komposita mit femininem Erst- und Zweitglied dar, von denen aufgrund oberflächlicher Genusgleichheit eine qualifizierende Lesart zu erwarten wäre, die aber possessiv gemeint sind ($N = 23$; 21,7%). Hierbei wird im Erstglied eine feminine Form verwendet, die sich nicht auf die *Gattin* selbst beziehen kann, da die Frau nicht Inhaberin der Rolle oder des Amtes ist/war, z. B. *Präsidentin-Gattin Laura Bush*, *Bundespräsidentin-Gattin Christiane Herzog*. Es sind ausnahmslos die Ehemänner, die das (zumeist politische) Amt bekleide(te)n. Es ist unwahrscheinlich, dass diese femininen Formen im gleichen Sinne geschlechtsübergreifend verwendet werden wie Maskulina, da sie allgemein als spezifischer bzw. merkmalsreicher gelten (vgl. Eisenberg 2022: 32) und daher für gewöhnlich nicht geschlechtsübergreifend, oder sogar männlich, referieren können.¹⁷ Während bei unverfugten femininen Erstgliedern noch am ehesten ein Fehler bei der Schreibung eines verfugten Maskulinums vorliegen könnte (*Präsidentin-Gattin* statt *Präsidenten-Gattin*), ist die Erklärung bei pluralischen (z. B. *Präsidentinnengattinnen*) bzw. verfugten Formen (z. B. *Diktatorinnengattin*) schwieriger. Am wahrscheinlichsten erscheint eine Hyperkorrektur, ausgelöst durch die Movierung des Zweitglieds. Auch eine stilistische Erklärung wäre möglich, entsprechend Puschs Diskussion von ‚radikalen Feminisierungen‘ zur Sicherung eines „hohen Aufmerksamkeitswert[s], indem sie für unüberseh- und -hörbare weibliche Präsenz sorgt“ (Pusch 1984: 106). In allen Fällen (Rechtschreibfehler, Hyperkorrektur, Stilistik) ist eine weitere Ergründung mit empirisch-korpuslinguistischen Mitteln kaum möglich – Informationen zu dieser Art der Verwendung femininer Formen wären höchstens bei den Redaktionen oder Journalist*innen

¹⁷ Neue Tendenzen hin zur Verwendung sog. generischer Feminina (z. B. in Zeitschriften wie *Brigitte* oder der Zeitung *Die Zeit*) sollten bei den hier vorliegenden Belegen von 1996-2018 noch keine Rolle spielen. Außerdem werden diese nicht, wie hier, mit Bezug auf einen konkreten Mann verwendet, sondern im eigentlichen Sinne geschlechtsübergreifend; d. h. zur Referenz auf eine Gruppe, bei der Geschlecht irrelevant ist. Insgesamt wurde die geschlechtsübergreifende Verwendung femininer Formen bisher eher aus feministisch-theoretischer Sicht thematisiert (vgl. v. a. Pusch 1984) und meines Wissens nach noch nicht empirisch untersucht (vgl. hierzu Kotthoff & Nübling 2018: 121–122).

einzuholen. Erstaunlich ist aber, dass diese Formen knapp 13% des Gesamtvorkommens femininer Erstglieder ausmachen.

Tabelle 2 gibt einen Überblick über die erwarteten¹⁸ vs. realisierten Bedeutungsrelationen, die mit den hier diskutierten Erst- und Zweitgliedkombinationen einhergehen. Die grau hinterlegten Zellen zeigen, in welchen Fällen erwartete und realisierte Relation voneinander abweichen – dazu kommt es nur bei Erstgliedern, die nicht dem Genus-Sexus-Prinzip folgen.

Tab. 2: Erwartete vs. realisierte Bedeutungsrelationen bei verschiedenen Erst- und Zweitgliedkombinationen

Erstglied \ Zweitglied	maskulin		feminin	
	erwartet	realisiert	erwartet	realisiert
maskulin (spezifisch)	qualifizierend	qualifizierend	possessiv	possessiv
maskulin (weiblich referierend)	qualifizierend	possessiv	possessiv	qualifizierend
feminin (spezifisch)	possessiv	possessiv	qualifizierend	qualifizierend
feminin (männlich referierend)	- (keine Belege)	- (keine Belege)	qualifizierend	possessiv

Als ‚Prototyp‘ der untersuchten Komposita lässt sich nach der bisherigen Diskussion das Muster ZWEITGLIED *GATTIN* | GENUSDIVERGENZ | POSSESSIV festhalten. Als Abweichung davon stellt sich das Muster ZWEITGLIED *GATTE* | GENUSGLEICHHEIT | QUALIFIZIEREND heraus. Wichtig ist bei dieser Gegenüberstellung das systematische Auftreten der Bedeutungsrelation *qualifizierend* mit a) dem maskulinen Zweitglied *Gatte* und b) genuskonvergenten Konstituenten. Das ergänzt bisherige Ergebnisse, dass relationale, und in diesem Fall sexusinhärente und -opponierende Zweitglieder nur durch kontextuelle Disambiguierungen eine qualifizierende Lesart evozieren können (vgl. Meyer 1993: 171–183; Klos 2011: 32): Formale, wortinterne Muster können diese Lesart ebenfalls begünstigen oder sogar steuern.

5.4 Zusammenhang zwischen Form des Erstglieds und außersprachlicher Referenz

Zur Beantwortung der Frage, inwiefern das Geschlecht der außersprachlichen Referenzperson und die morphologische Form des Erstglieds zusammenhängen, wurde

¹⁸ Erwartet im Sinne von Hypothese 2, vgl. Kapitel 4.1.

ausgewertet, mit welchen sprachlichen Formen auf männliche und weibliche Referent*innen Bezug genommen wird. Abbildung 3 zeigt, dass männliche Referenten des Erstglieds ($N = 11.486$; 95,34%) fast ausschließlich mit maskulinen Formen versprachlicht werden ($N = 10.731$, 93,42%), während bei den sehr viel selteneren weiblichen Referentinnen ($N = 516$; 4,31%) eine wesentlich größere Variation herrscht: Nur 33,5% aller Frauen werden mit einer femininen Form versprachlicht ($N = 173$). Ähnlich häufig kommt das weiblich referierende Maskulinum zum Einsatz ($N = 153$, 29,65%). Im Vergleich zu männlichen Referenten liegt außerdem ein wesentlich höherer Anteil an Eigennamen vor ($N = 145$, 28,16% vs. $N = 561$, 4,89%). Auch geschlechtsunspezifische Formen haben proportional häufiger weibliche Referenz ($N = 45$, 8,72% vs. $N = 171$, 1,49%).

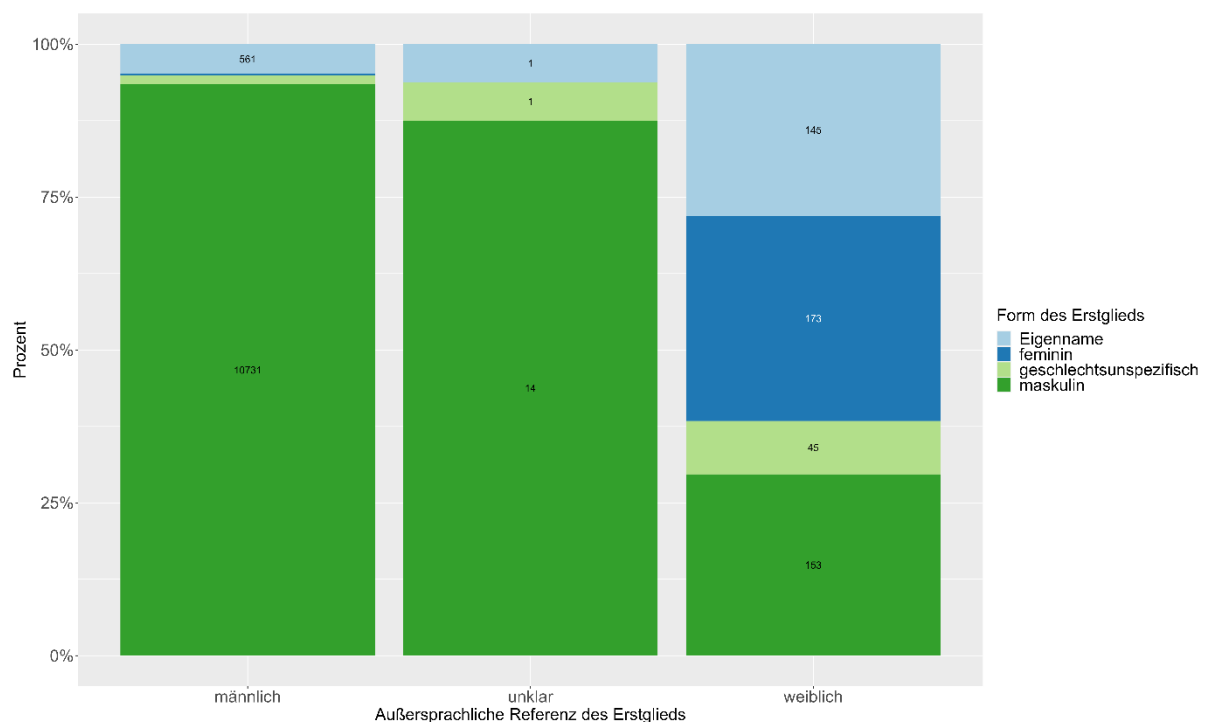


Abb. 3: Form des Erstglieds (ohne Akronyme) und außersprachliche Referenz

Ein Chi-Square-Test bestätigt, dass weibliche Referentinnen signifikant häufiger als erwartet mit Eigennamen, geschlechtsindefiniten und femininen Erstgliedern versprachlicht werden. Feminine Referenz wird hingegen seltener als erwartet mit maskulinen Erstgliedern kodiert (z. B. *Schauspielergattin Elfi Eschke*, wobei das maskuline Erstglied auf Elfi Eschke referiert; *Kanzlergatte Joachim Sauer*, wobei das maskuline Erstglied auf Angela Merkel referiert). Umgekehrtes gilt für männliche Referenten: maskuline Formen

kommen hier signifikant häufiger als erwartet zum Einsatz, die übrigen Formen seltener als erwartet; $X^2(3, N = 11981) = 4154.1, p < 0,001$, Cramér's $V = 0,58$ (vgl. Abb. 4).

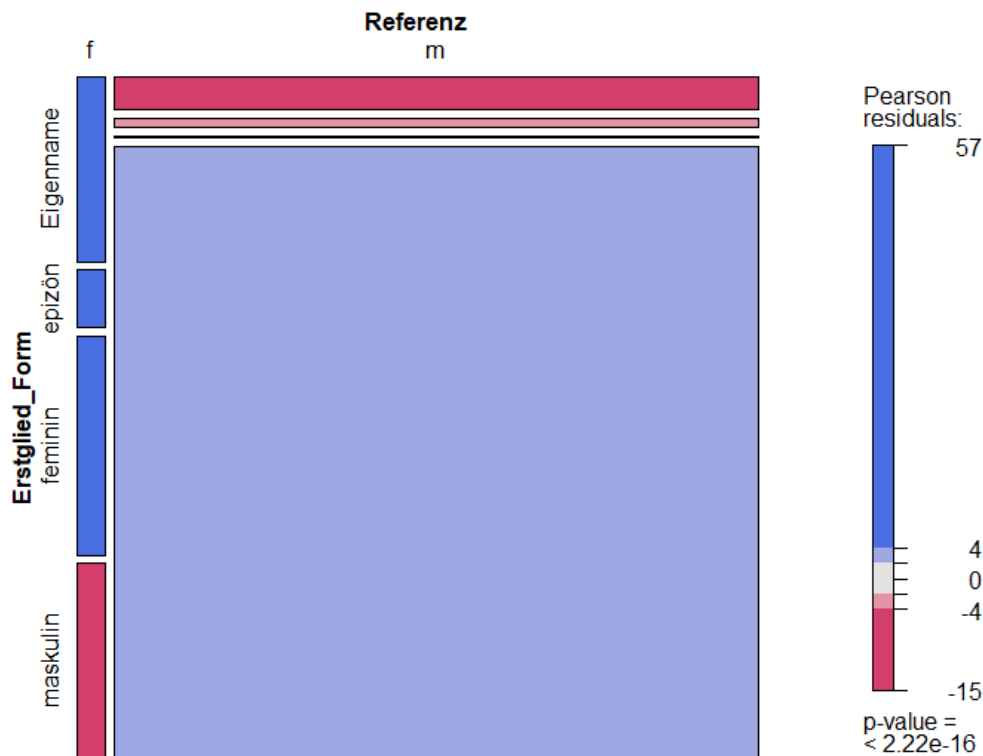


Abb. 4: Mosaikplot zum Chi-Square-Test *Form des Erstglieds – Referenz des Erstglieds* (ohne Akronyme und unklare Referenzen)

Die Versprachlichung männlicher und weiblicher Referent*innen im Erstglied unterliegt demnach unterschiedlichen Dynamiken. Im Folgenden werden die einzelnen Erstgliedformen genauer betrachtet.

5.5 Erstglieder im zeitlichen Verlauf

Abbildung 5 zeigt den zeitlichen Verlauf für die einzelnen Erstglied-Formen (1989-2021). Die Bezugsgröße für die Prozentangaben ist dabei immer die Gesamtmenge der untersuchten Komposita im entsprechenden Jahr.¹⁹ Die Mindestanzahl wurde auf 20 Komposita pro Jahr festgelegt, weshalb die Daten erst 1989 einsetzen.

¹⁹ Relative Häufigkeiten nach Jahr sind für das *lexiko*-Korpus leider nicht abrufbar.

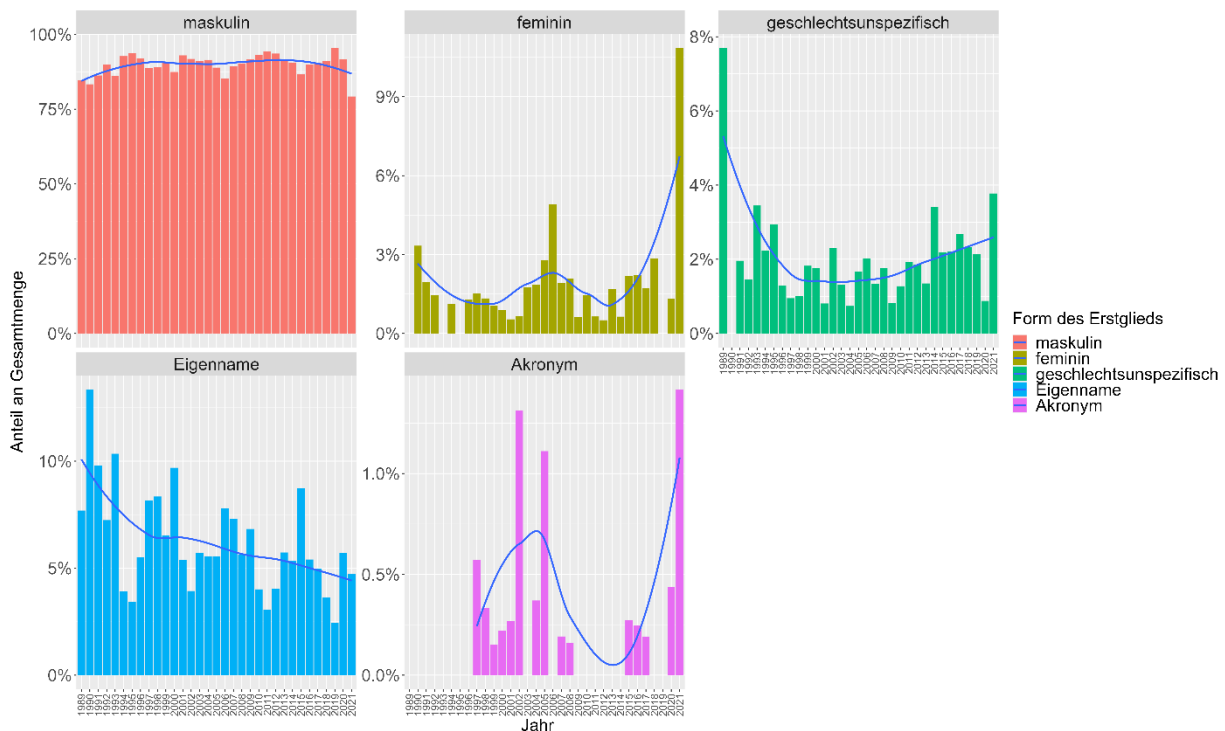


Abb. 5: Zeitverlauf für die unterschiedlichen Erstglied-Formen (1989–2021), inkl. Anpassungslinie basierend auf einem GAM-Smoother

Maskuline Formen sowie Eigennamen sind jedes Jahr belegt. Bis auf wenige Ausnahmen haben maskuline Erstglieder dabei einen Anteil von über 85%. Feminine Erstglieder sind auch in fast jedem Jahr zu finden, außer 1993, 1995 und 2019. Das Maximum wird 2021 mit beinahe 11% erreicht. Ein weiterer Peak findet sich 2006, dem ersten Regierungsjahr der ehemaligen Bundeskanzlerin Angela Merkel, mit 4,3%. *Kanzlerin* bzw. *Bundeskanzlerin* machen zehn der fünfzehn femininen Erstglieder in diesem Jahr aus. Hier bestätigt sich Haß-Zumkehres (2003: 162) Annahme, dass die Existenz realer weiblicher Personen in einer Position einen Einfluss auf Sprachgebrauchsmuster haben kann. Allerdings bedeutet das nicht, dass vor 2006 keine feminine Erstglieder benutzt wurden. Ebenso hat der Peak im Jahr 2006 nicht dazu geführt, dass feminine Formen ab dann gleichbleibend häufig verwendet werden oder stetig zunehmen. Erst ab ca. 2012 findet sich eine steigende Tendenz, die 2021 mit einem Anteil von beinahe 11% gipfelt (auffällige Ausnahme: 2019 sind keine femininen Erstglieder belegt). Da es sich um das Todesjahr von Queen Elisabeth handelt, macht das sexusinhärente Erstglied *Queen* ($N = 10/23$; 43,48%) den größten Anteil aus.

5.6 Feminine Erstglieder

Trotz der Formenvielfalt zur Referenz auf weibliche Personen zeigt sich, dass feminine Erstglieder in den untersuchten Komposita keineswegs inexistent und inakzeptabel sind, entgegen der Annahme von Breindl und Thurmair (2014: 38). Im Gegenteil sind sie sogar die häufigste Variante zur Versprachlichung von Frauen im Erstglied ($N = 173/521$; 33,2%). Von diesen 173 femininen Erstgliedern mit konkret weiblicher Referenz (60 Typen) handelt es sich bei 124 um movierte Formen (71,68%; 45 Typen). Die übrigen 49 femininen Erstglieder konstituieren sich aus sexusinhärenten Lexemen (28,32%; 13 Typen), allen voran *Queen* (44,9%; 22 Tokens), gefolgt von Verwandtschaftsbezeichnungen wie *Tochter* (10,2%; 5 Tokens) und *Mutter* (8,16%; 4 Tokens). Kopfs Annahme, dass sich movierte Erstglieder immer mehr normalisieren (2018a: 258, Fußnote 220), wird also von den vorliegenden Daten gestützt: Gerade die untersuchten relationalen Konstruktionen bieten sich als ‚Zugangstor‘ für feminine Erstglieder an, da sowohl das Erst- als auch das Zweitglied personen- oder geschlechtsspezifisch referiert. Die bei Weitem häufigste Form bei den Movierungen ist *Kanzlerin* ($N = 38/124$; 30,65%). Dies ist besonders bemerkenswert, wenn man das 2003 von Haß-Zumkehr attestierte Fehlen der Form (*Bundes-*)*Kanzlerin* bedenkt (2003: 162). Es bestätigt sich also auch bei diesen Komposita die Beobachtung von Schunack und Binanzer, dass eine starkes weibliches „exemplar“ (2022: 25) für sprachliche und kategoriale Wandlungsprozesse verantwortlich sein kann.

Neben den movierten Erstgliedern mit konkret weiblicher Referenz finden sich auch die in Kapitel 5.3 diskutierten ‚geschlechtsübergreifenden‘ bzw. ‚männlich referierenden‘ Feminina, die eigentlich auf den Ehemann referieren – diese umfassen 23 Tokens (7 Typen) und kommen beinahe ausnahmslos aus dem politischen Bereich (*Präsidentin*, *Bundespräsidentin*, *Diktatorin*, *Senatorin*, *Politikerin*) oder versprachlichen höherrangige Berufe (*Direktorin*, *Professorin*). Vier dieser Erstglieder (*Präsidentin*, *Senatorin*, *Politikerin*, *Professorin*) kommen auch mit konkret weiblicher Referenz vor.

Für 14 der movierten Formen (11,29%) liegen im Datenset keine entsprechenden maskulinen Erstglieder vor, weder mit weiblicher noch mit konkret männlicher Referenz. Es handelt sich dabei ausschließlich um Hapax Legomena und hauptsächlich um Berufe (*Anglistin*, *Chefstenotypistinnenvertreterin* (scherzhaft), *Fernsehkommisarin*, *Haubenköchin*, *Heimleiterin*, *Kellnerin*, *Model-Moderatorin*, *Präsiköchin*) oder schwer zu

klassifizierende Rollen (*Attentäterin, Eigentümerin, Erbin, Hotelbesitzerin*). Zudem umfassen sie eine Adelsbezeichnung mit einer eher randständigen Form der Movierung (*Baroness*; vgl. Doleschal 1992: 28) sowie eine hochrangige politische Position (*Justizministerin*). Trotz der insgesamt geringen Anzahl movierter Erstglieder gibt es also solche, die ausschließlich in der femininen Form vorliegen. Das betrifft auch sexusinhärente Erstglieder, die im Datenset quasi ausschließlich für Frauen verwendet werden – nur für *Schwester* kommt einmal das maskuline Gegenstück *Bruder* vor. Für die übrigen (*Blondine, Domina, Elfe, Filipina, Hausfrau, Hausmütterchen, Möhne, Mutter, Obermöhne, Queen, Signora, Tochter*) fehlen entsprechende maskuline Pendants im Erstglied. Auch andere mögliche sexusinhärente Lexeme kommen nicht zur Referenz auf Männer zum Einsatz.

Ansonsten sind konkret referierende Maskulina durchweg häufiger als ihre entsprechenden Movierungen – d. h. wenn beide Formen mit konkreter Referenz vorkommen, ist die feminine Form immer seltener als die maskuline. Im Durchschnitt liegt das Verhältnis bei 33:1, d. h. auf ein konkret referierendes feminines Erstglied kommen durchschnittlich 33 konkret referierende maskuline Entsprechungen. Das Maximum wird bei *Präsident:Präsidentin* mit einem Verhältnis von 431:1 erreicht (bei *Kanzler:Kanzlerin* beträgt das Verhältnis 26:1).

5.7 Maskuline Erstglieder

Dass weibliche Referentinnen insgesamt wesentlich seltener im Erstglied versprachlicht werden ($N = 521$; 4,35%) als männliche Referenten ($N = 11.468$; 95,72%) steht im diametralen Kontrast dazu, dass Männer sehr viel seltener in ihrer Rolle als Gatten versprachlicht werden als Frauen. Stattdessen dienen sie überwiegend als Bezugsgröße für die Gattin. Das zeigt sich an der großen Formenvielfalt spezifisch referierender Maskulina im Erstglied (10.731 Tokens, 680 Typen). Diese kommen aus den unterschiedlichsten Lebensbereichen – Politik, Berufe (hochrangige ebenso wie weniger prestigeträchtige), Charakterbeschreibungen, Rollen, Adelstitel, allgemeine Zuständigkeiten/Tätigkeiten, etc. Auf eine genauere Analyse dieser spezifisch männlichen referierenden maskulinen Erstglieder wird hier verzichtet, da das Kerninteresse der Identifikation femininer und weiblich referierender maskuliner Erstglieder gilt.

In 24 Komposita finden sich maskuline Erstglieder, die im eigentlichen Sinne als geschlechtsübergreifend bzw. gruppenbezogen gelten können – es handelt sich dabei meistens um rechtliche Kontexte, in denen auch das Zweitglied *Ehegatte(n)* geschlechtsübergreifend referiert (rechtssprachliche Erstglieder: *Arbeitgeber*, *Arbeitnehmer*, *Erblasser*, *Nichteigentümer*, *Unternehmer*; sonstige Erstglieder, alle Hapax Legomena: *Baumeister*, *Fleischhauer*, *Gastwirt*, *Rentner*). Maskuline Erstglieder sind außerdem die Hauptverursacher unklarer Referenzen (vgl. Abb. 3, mittlerer Balken): 14 von 16 unklaren Fällen (87,5%) sind auf maskuline Erstglieder zurückzuführen – bei ihnen ist nicht erkennbar, ob sie sich auf die Ehefrau oder den Ehemann beziehen (vgl. Ergänzungsmaterial Abschnitt ii, Beispiele (1)-(3)).

Auffallend ist der hohe Anteil maskuliner Erstglieder mit konkret weiblicher Referenz, besonders wenn man bedenkt, dass eine solche Verwendung des Maskulinums von Becker als „Lüge“ (2008: 66) eingestuft wird: Insgesamt wird auf 153 der 521 versprachlichten Frauen mit maskulinen Erstgliedern referiert (29,37%; 50 Typen). 53 davon (34,64%; 36 Typen) kommen zur Referenz auf Frauen *ausschließlich* als weiblich referierendes Maskulinum vor, d. h. die entsprechende movierte Form ist nicht als Erstglied belegt (z. B. *Manager*, *Dichter*, *Kommissar*, *Pianist*, etc.). Die übrigen 100 maskulinen Erstglieder mit weiblicher Referenz (65,36%; 14 Typen) liegen im Datenset auch moviert vor, allen voran *Kanzler/Kanzlerin* mit Bezug auf Angela Merkel. Hier hat die feminine nur einen geringen Vorsprung vor der weiblich referierenden maskulinen Form (38 vs. 35 Tokens). Auch *Senatorin*, *Präsidentin* und *Bürgermeisterin* kommen marginal häufiger in movierter als in weiblich referierender maskuliner Form vor. Es handelt sich bei diesen vier Personenbezeichnungen um hochrangige politische Positionen – vermutlich ist Geschlecht in solchen Kontexten, die traditionell eher männlich belegt sind, besonders relevant, was hier die leichte Präferenz für feminine Formen zur Bezugnahme auf weibliche Personen bedingen könnte.

Allerdings kann bisher nicht davon gesprochen werden, dass sich dabei ein deutlicher Trend abzeichnet: Gerade bei der politisch außerordentlich hochrangigen Position *Kanzler/in* halten sich feminine und weiblich referierende maskuline Erstglieder quasi die Waage. Obwohl die Existenz einer weiblichen Kanzlerin also dazu führt, dass *Kanzlerin* das häufigste movierte Erstglied des Datensets ist, wird auf Angela Merkel gleichzeitig auch mit dem maskulinen Erstglied *Kanzler* referiert. Bei fünf Erstgliedern verhält es sich

sogar so, dass das weiblich referierende maskuline Erstglied häufiger verwendet wird als die entsprechenden Movierungen (*Minister, Politiker, Künstler, Schauspieler* und *Wirt* sind häufiger als *Ministerin, Politikerin, Künstlerin, Schauspielerin* und *Wirtin*). Es zeichnet sich kein klares Bild ab; die Frage aus der Einleitung („Ist Deutschland reif für einen Kanzleiringatten?“) lässt sich noch nicht abschließend beantworten. Was sich allerdings belegen lässt, ist die Existenz und Zunahme movierter Erstglieder.

5.8 Bedeutungsrelationen bei femininen und weiblich referierenden maskulinen Erstgliedern

Obwohl feminine und weiblich referierende maskuline Erstglieder noch ähnlich häufig zur Referenz auf Frauen benutzt werden, zeigen sich bei den Bedeutungsrelationen, die sie kodieren, schon marginale Unterschiede. 147 feminine Erstglieder (85%; 109 davon moviert) kodieren eine possessive Bedeutungsrelation mit dem Zweitglied *Gatte*. Die übrigen 26 femininen Erstglieder (15%; 12 davon moviert) kodieren eine qualifizierende Lesart mit dem Zweitglied *Gattin*. Feminine Erstglieder dienen also insbesondere dazu, den Ehemann in ein possessives Verhältnis zur Ehefrau zu stellen und passen damit in die prototypische Argumentstruktur relationaler Komposita. Zur doppelten Individualisierung der Frau werden sie selten genutzt.

Demgegenüber verteilen sich weiblich referierende Maskulina relativ gleichmäßig auf die beiden Lesarten: 75 Komposita mit weiblich referierendem maskulinem Erstglied sind qualifizierend (mit Zweitglied *Gattin*), 78 sind possessiv (mit Zweitglied *Gatte*). Ein Chi-Square-Test zeigt, dass beim Vorliegen eines weiblich referierenden maskulinen Erstglieds die qualifizierende Lesart häufiger und die possessive seltener vorkommt als erwartet, allerdings mit geringer Effektgröße: $X^2(1, N = 12028) = 890.73, p < 0,001$, Cramér's $V = 0,27$. Diese Tendenz zu einer qualifizierenden Verwendung weiblich referierender maskuliner Erstglieder lässt sich womöglich damit erklären, dass die Erstglieder in qualifizierenden Komposita etwas weniger referenziell sind als in possessiven, weil sie zweimal auf die gleiche Person Bezug nehmen: Eine ‚doppelte‘ Movierung könnte in solchen Fällen als unökonomisch betrachtet werden – bzw., wie Kopf es für Prädikativkonstruktionen formuliert, kann die „Nichtmovierung als Monoflexion (also Beseitigung von Redundanz [...])“ (2022: 74) aufgefasst werden. Allerdings ergeben sich dadurch auch Potenziale für Fehlinterpretationen, v. a. ohne Kontext: Ein weiblich referierendes maskulines Erstglied

mit femininem Zweitglied würde eher auf eine possessive Lesart schließen lassen (z. B. *Malergattin Isolde Joham* – das maskuline Erstglied referiert hier auf Isolde Joham, wäre aber kontextlos eher so zu interpretieren, dass sie die Frau eines Malers ist); umgekehrt würde ein weiblich referierendes maskulines Erstglied mit maskulinem Zweitglied eher qualifizierend gelesen werden (z. B. *Kanzlergatte Joachim Sauer* – das maskuline Erstglied referiert auf Angela Merkel, wäre aber kontextlos eher so zu interpretieren, dass der Mann selbst Kanzler oder mit einem männlichen Kanzler verheiratet ist; vgl. Tab. 2 in Kapitel 5.3). Kontext und Weltwissen disambiguieren Komposita also zwar einerseits, können bei wortfeldhaften Bildungen aber auch dazu beitragen, dass bestimmte, mit formalen Kategorien zusammenhängende Bedeutungsrelationen implizit mitkodiert werden und auf Neubildung abfärben, die dann außerhalb des Kontextes für Fehlinterpretationen anfällig sind.

5.9 Sonstige Erstglieder

Die übrigen Erstgliedformen umfassen geschlechtsindefinite Formen, Eigennamen und Akronyme. Die beiden Akronyme *OB* (25 Tokens) und *DJ* (1 Token) wurden von der detaillierten Untersuchung ausgenommen – es lässt sich aber festhalten, dass *OB* fünfmal mit weiblicher und 20-mal mit männlicher Referenz vorkommt. Das Hapax Legomenon *DJ* hat weibliche Referenz.

Auch geschlechtsindefinite Erstglieder ($N = 217$; 56 Typen) waren nicht Fokus der Studie, lassen sich, entsprechend der ausführlichen Diskussion bei Klein (2022), aber folgendermaßen kategorisieren:

- Entlehnungen (12 Typen; immer maskulin, z. B. *Popstar*, *Yuppie*, *Celebrity*)
- Lexeme ohne geschlechtsspezifische Gegenstücke (7 Typen; meist maskulin, z. B. *Geist*, *Mensch*, *Gast*; ein Femininum, *Geisel*)
- Clippings (9 Typen; immer maskulin, z. B. *Nazi*, *Promi*, *Homo*)
- Neutrum zur Personenbezeichnung (9 Typen; z. B. *Model*, *Kind*, *Schandmaul*)
- nicht-movierbare Maskulina aufgrund starker Geschlechtsspezifität (3 Typen; *Blödmann*, *Hampelmann*, *Möchtegern* – m.E. sind diese Maskulina in prädikativen Konstruktionen mit weiblicher Referentin anwendbar und daher in gewissem Sinne geschlechtsneutral, z. B. *Anna ist so ein Blödmann/Hampelmann/Möchtegern*)

- nicht-movierbare Feminina aufgrund starker Geschlechtsspezifität (2 Typen; *Zicke, Primadonna* – auch hier ist m.E. eine prädikative Konstruktion mit männlichem Referenten möglich, entsprechend Klein „geht damit eine weibliche Konzeptualisierung einher“ (2022: 163))
- nicht-movierbares Maskulinum aufgrund struktureller Restriktionen (1 Typ; Entlehnung *Eskimo* – ‚Movierung‘ gewöhnlicherweise durch Komposition mit *-frau*)
- sekundäre (d. h. nicht-exklusive) Personenbezeichnungen (4 Typen; drei Neutra: *Monster, Opfer, Phantom*; ein Femininum: *Legende*)
- sexusdefinite Personenbezeichnung ohne Genus-Sex-Kongruenz (1 Typ; *Nymphchen* – Diminutiv der weiblichen Personenbezeichnung *Nymphe*).
- Ein Spezialfall der vorliegenden Studie sind Substantivierungen von Partizipien (2 Typen; *Vorsitzende/r, Bankangestellte/r*) oder Adjektiven (5 Typen; z. B. *Industrielle/r, Reiche/r*), die durch Verfung im Kompositum das semantische Merkmal ‚Geschlecht‘ verlieren (vgl. die Gattin eines Industriellen = *Industriellengattin*; der Gatte einer Industriellen = *Industriellengatte*). Daher wurden diese Formen auch als geschlechtsneutral annotiert.

Abbildung 4 zeigt, dass geschlechtsindefinite Erstglieder stärker mit weiblicher als mit männlicher Referenz korrelieren. Insgesamt haben 45 geschlechtsindefinite Erstglieder weibliche Referenz (23 Typen), angeführt vom Neutrum *Model* (18 Tokens), von dem auch Thurmair feststellt, dass es „überwiegend mit Bezug auf weiblichen Referenten verwendet wird“ (2006: 217). 171 geschlechtsindefinite Erstglieder (38 Typen) haben einen männlichen Referenten – das entspricht allerdings nur einem Anteil von etwa 1,5% an der Gesamtmenge aller männlich referierenden Erstglieder. Hier dominieren die substantivierten Adjektive *Industrieller* (106 Tokens) und *Prominenter* (7 Tokens), die in ihrer verfguten Form als geschlechtsindefinit gewertet werden.

Komposita mit Eigennamen werden bei Schlücker (z.B. 2018; 2020) und Belosevic (z.B. 2022b) ausführlich diskutiert – für die vorliegende Untersuchung soll nur kurz umrissen werden, welche Auffälligkeiten sich bei der Verwendung von Eigennamen als Erstglied in Komposita mit *Gatte* und *Gattin* zeigen. Die Eigennamen haben proportional gesehen wesentlich häufiger weibliche ($N = 145$; 28,16% der Gesamtmenge aller weiblich referierenden Erstglieder) als männliche Referenz ($N = 561$; 4,89% der Gesamtmenge aller männlich

referierenden Erstglieder). Es gibt außerdem einen signifikanten Zusammenhang zwischen außersprachlichem Geschlecht und Art des verwendeten Namens (Vorname, Vor- und Nachname, Nachname), allerdings mit geringer Effektstärke: $X^2(3, N = 706) = 94,219$, $p < 0,001$, Cramér's $V = 0,36$. Weibliche Referentinnen werden überproportional häufig mit Vornamen ($N = 22$; 15,2%) oder mit einer Kombination aus Vor- und Nachnamen ($N = 27$; 18,6%) bezeichnet. Nachnamen werden nur in etwas mehr als der Hälfte der Fälle verwendet ($N = 84$, 57,9%). Männer hingegen werden selten mit Vornamen ($N = 9$; 1,6%) bzw. Vor- und Nachnamen ($N = 24$; 4,28%) versprachlicht, sondern fast ausschließlich mit Nachnamen ($N = 492$; 87,7%). Ähnlich wie bei Bühlmann (2002: 185) zeigt sich also auch hier eine Tendenz, dass Frauen häufiger nur mit Vornamen oder einer Kombination aus Vor- und Nachnamen bezeichnet werden, Männer hingegen mit Nachnamen.

6. Fazit und Ausblick

Die Substantivkomposition als produktivstes Mittel zur Bildung von Personenbezeichnungen bietet aus genderlinguistischer Perspektive neue Potenziale zur Erschließung von implizit kodierten Geschlechterrelationen. Die Korpusstudie zu den relationalen Zweitgliedern *Gatte* und *Gattin* hat gezeigt, dass für (Ehe-)Frauen und (Ehe-)Männer unterschiedliche Bedeutungsrelationen in den Komposita kodiert werden: Für *Gattinnen* dominiert die possessive Lesart und damit die Versprachlichung eines Abhängigkeitsverhältnisses zum Ehemann; für *Gatten* dominiert die qualifizierende Lesart und damit eine doppelte Individualisierung. Die Komposita bilden ab, dass das Thema *Ehe* bei Frauen und Männern unterschiedlich stark thematisiert wird und sich wortintern verschiedenartige, geschlechtsabhängige Modifizierungsverhältnisse herausbilden. Da die Komposita üblicherweise im Kontext disambiguiert werden, handelt es sich hierbei um eine implizite Versprachlichung von Asymmetrien, deren Tiefenstruktur nur durch manuelle Annotation und Detailanalysen offengelegt werden konnte.

Unabhängig von der konkreten Realisierung der Kompositumsglieder korreliert Genusdivergenz zwischen Erst- und Zweitglied (*Kanzlerinnengatte*, *Arztgattin*) mit einer possessiven und Genusgleichheit (*Arztgatte*, *Anglistin-Gattin*) mit einer qualifizierenden Bedeutungsrelation. Abweichungen hängen primär mit weiblich referierenden maskulinen

Erstgliedern zusammen. Für die Forschung zu relationalen Komposita bedeutet das, dass die Genera der Konstituenten als gegenseitiger disambiguierender Minimalkontext zu werten sind, wovon Bedeutungsrelationen abgeleitet werden können. Gerade bei Komposita zur Personenbezeichnung kann dies, neben semantischen Kriterien, in Zukunft nutzbar gemacht werden, um Kompositabedeutung zu beschreiben. Im Hinblick auf relationale Zweitglieder wurden bestimmte kompositumsinterne Muster identifiziert, die dazu beitragen können, statt einer prototypischen possessiven eine qualifizierende Lesart zu evozieren – diese tritt systematisch mit dem maskulinen Zweitglied *Gatte* und bei genuskongruenten Konstituenten auf. Neben das prototypische Muster ZWEITGLIED GATTIN | GENUSDIVERGENZ | POSSESSIV tritt somit die systematische Alternative ZWEITGLIED GATTE | GENUSGLEICHHEIT | QUALIFIZIEREND.

Pusch rief dazu auf, die *Arztfrau* (als Synonym zu *Arztgattin*) einzumotten, „solange der *Ärztinmann* noch nicht in Sicht [ist]“ (1984: 99). Die feministische Kritik, dass Frauen überproportional häufig als vom Mann abhängige Ehefrauen versprachlicht werden, bestätigt sich zwar in der Studie (hier in Form des dominierenden Zweitglieds *Gattin*). Es zeigt sich aber auch, dass der *Ärztlingatte* (bzw. der verfugete *Ärztinnengatte*) in der Zwischenzeit belegt ist; feminine, und dabei insbesondere movierte Erstglieder sind keineswegs mehr inexistent. Gerade zur Referenz auf konkrete weibliche Personen sind sie sogar die häufigste Erstgliedform. Allerdings werden weibliche Referentinnen noch wesentlich seltener und dabei variantenreicher versprachlicht als männliche Referenten, für die im Großteil der Fälle maskuline Formen verwendet werden.

Entwicklungen im Bereich des gendergerechten Sprachgebrauchs könnten in den kommenden Jahren dazu führen, dass die Relevanz movierter Formen zur Versprachlichung weiblicher Personen noch weiter steigt und somit auch movierte Erstglieder weiter zunehmen – insbesondere, wenn konkrete Referenz vorliegt. Die hier untersuchten Komposita können movierten Erstgliedern dabei als eine Art ‚Zugangstor‘ dienen, da durch die personen- oder geschlechtsspezifische Referenz des Erstglieds das außersprachliche Geschlecht relevant gesetzt wird. Es gilt in den kommenden Jahren zu beobachten, wie sich die Verwendung movierter Erstglieder entwickelt, v. a. auch in Komposita mit nicht-menschlichem Gesamtdenotat (z. B. *Leserinnenbrief*). Hierbei sollten dann auch gegenderte Formen im Erst- und Zweitglied Beachtung finden, welche in der vorliegenden Studie nicht

einbezogen wurden (z. B. *Bürger*innenamt*, *Ministergatt*innen*, *Minister*innengatt*innen*). Es wäre zudem wünschenswert, die Fallstudie auf andere sexusinhärente relationale Zweitglieder (z. B. *Witwe/Witwer*, *Sohn/Tochter*) auszudehnen, um zu überprüfen, welche Geschlechterrelationen sich dort abzeichnen – auch im Hinblick auf die Rolle der Sexusopponierung. Außerdem wären psycholinguistische Verständlichkeits- und Akzeptabilitätsstudien notwendig (sowohl mit als auch ohne Kontext), um die ganze Breite des Phänomens fassen zu können – z. B. im Hinblick auf neue possessive Lesarten bei gleichgeschlechtlichen Ehen.

Datenverfügbarkeit

Das annotierte Datenset sowie erklärende Begleittexte sind über folgendes Tool verfügbar: <https://www.owid.de/plus/gattin2023/>. Ausführliche Informationen zum Annotationsprozess finden sich im Zusatzmaterial unter <https://journals.linguistik.de/zwjw/article/view/104/176>.

Literatur

- Becker, Thomas. 2008. Zum generischen Maskulinum: Bedeutung und Gebrauch der nicht-motivierten Personenbezeichnungen im Deutschen. *Linguistische Berichte* 213. 65–76.
- Belosevic, Milena. 2022a. *Die Semantik ereignisbasierter Personennamenkomposita im Deutschen* [Preprint].
- Belosevic, Milena. 2022b. *Veggie-Renate* und *Merci-Jens*. Semantik und Pragmatik onymischer Personennamenkomposita. *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 50(2). 289–319.
- Bizukojć, Katarzyna. 2011. *Neue Nominalkomposita in deutschen Newsletter-Texten*. Frankfurt am Main: Lang.
- Braun, Peter. 1997. *Personenbezeichnungen: Der Mensch in der deutschen Sprache*. Max Niemeyer Verlag. DOI: [10.1515/9783110940824](https://doi.org/10.1515/9783110940824).
- Breindl, Eva & Maria Thurmair. 2014. Der Fürstbischof im Hosenrock: eine Studie zu den nominalen Kopulativkomposita des Deutschen. *Deutsche Sprache: Zeitschrift für Theorie, Praxis, Dokumentation* 20. 32–61.
- Brunner, Annelen, Stefan Engelberg & Katrin Hein. 2021. The distribution of constituent words in nominal compounds and its impact on semantic interpretation: an empirical study. *Zeitschrift für Wortbildung/Journal of Word Formation* 5(1). 7–36. DOI: [10.3726/zwjw.2021.01.01](https://doi.org/10.3726/zwjw.2021.01.01).
- Bühlmann, Regula. 2002. *Ehefrau Vreni haucht ihm ins Ohr...* Untersuchung zur geschlechtergerechten Sprache und zur Darstellung von Frauen in Deutschschweizer Tageszeitungen. *Linguistik Online* 11(2). 163–187. DOI: [10.13092/lo.11.918](https://doi.org/10.13092/lo.11.918).

- Deilen, Silvana. 2022. *Optische Gliederung von Komposita in Leichter Sprache: Blickbewegungsstudien zum Einfluss visueller, morphologischer und semantischer Faktoren auf die Verarbeitung deutscher Substantivkomposita*. Berlin: Frank & Timme.
- Diewald, Gabriele. 2018. Zur Diskussion: Geschlechtergerechte Sprache als Thema der germanistischen Linguistik – exemplarisch exerziert am Streit um das sogenannte generische Maskulinum. *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 46(2). 283–299. DOI: [10.1515/zgl-2018-0016](https://doi.org/10.1515/zgl-2018-0016).
- Diewald, Gabriele & Anja Steinhauer. 2020. *Handbuch geschlechtergerechte Sprache. Wie Sie angemessen und verständlich gendern*. Berlin: Dudenverlag.
- Doleschal, Ursula. 1992. *Movierung im Deutschen: eine Darstellung der Bildung und Verwendung weiblicher Personenbezeichnungen*. Unterschleissheim & München: Lincom Europa.
- Doleschal, Ursula. 2002. Das generische Maskulinum im Deutschen. Ein historischer Spaziergang durch die deutsche Grammatikschreibung von der Renaissance bis zur Postmoderne. *Linguistik Online* 11(2). DOI: [10.13092/lo.11.915](https://doi.org/10.13092/lo.11.915).
- Dressler, Wolfgang U. & Karlheinz Mörth. 2012. Produktive und weniger produktive Komposition in ihrer Rolle im Text an Hand der Beziehungen zwischen Titel und Text. In Livio Gaeta & Barbara Schlücker (Hrsgg.), *Das Deutsche als kompositionsfreudige Sprache*, 219–234. Berlin: De Gruyter. DOI: [10.1515/9783110278439.219](https://doi.org/10.1515/9783110278439.219).
- Eichinger, Ludwig M. 2000. *Deutsche Wortbildung: Eine Einführung*. Tübingen: Narr.
- Eisenberg, Peter. 2004. *Grundriß der deutschen Grammatik. 1: Das Wort*. Stuttgart & Weimar: Metzler.
- Eisenberg, Peter. 2022. Weder geschlechtergerecht noch gendersensibel. bpb: *Geschlechtergerechte Sprache* 5–7/2022. 30–35.
- Elsen, Hilke & Edyta Dzikowicz. 2005. Neologismen in der Zeitungssprache. *Deutsch als Fremdsprache* 2005(2). 80–85. DOI: [10.37307/j.2198-2430.2005.02.04](https://doi.org/10.37307/j.2198-2430.2005.02.04).
- Fandrych, Christian & Maria Thurmair. 1994. Ein Interpretationsmodell für Nominalkomposita: linguistische und didaktische Überlegungen. *Deutsch als Fremdsprache* 1994(1). 34–45. DOI: [10.37307/j.2198-2430.1994.01.06](https://doi.org/10.37307/j.2198-2430.1994.01.06).
- Fleischer, Wolfgang & Irmhild Barz. 2012. *Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache*. Berlin & Boston: De Gruyter. DOI: [10.1515/9783110256659](https://doi.org/10.1515/9783110256659).
- Fuhrhop, Nanna. 2012. Zeigen Fugenelemente die Morphologisierung von Komposita an? In Rolf Thieroff, Matthias Tamrat, Nanna Fuhrhop & Oliver Teuber (Hrsgg.), *Deutsche Grammatik in Theorie und Praxis*, 201–214. Berlin & Boston: Max Niemeyer Verlag.
- Godglück, Peter. 1997. Nominalkomposita in Texten – Textinformation in Nominalkomposita. Einige Aspekte ihrer Semantik. *Grazer Linguistische Studien* 47. 21–39.
- Graells-Garrido, Eduardo, Mounia Lalmas & Filippo Menczer. 2015. First Women, Second Sex: Gender Bias in Wikipedia. *Proceedings of the 26th ACM Conference on Hypertext & Social Media – HT ’15*. 165–174. DOI: [10.1145/2700171.2791036](https://doi.org/10.1145/2700171.2791036).
- Hansen, Sandra, Felix Bildhauer & Marek Konopka. 2022. Fugenelemente im Korpus: Regelmäßigkeit und Variation. In Michael Beißwenger, Lothar Lemnitzer & Carolin Müller-Spitzer (Hrsgg.), *Forschen in der Linguistik. Eine Methodeneinführung für das Germanistik-Studium*, 201–224. Paderborn: Wilhelm Fink.
- Haß-Zumkehr, Ulrike. 2003. Hat die Frauenbewegung Wortschatzgeschichte geschrieben? In Martin Wengeler (Hrsg.), *Deutsche Sprachgeschichte nach 1945. Diskurs- und kulturgeschichtliche*

- Perspektiven. Beiträge zu einer Tagung anlässlich der Emeritierung Georg Stötzels* (Germanistische Linguistik 169–170), 161–179. Hildesheim: Olms.
- Hein, Katrin. 2015. *Phrasenkomposita im Deutschen: Empirische Untersuchung und konstruktionsgrammatische Modellierung*. Tübingen: Narr Francke Attempto.
- Hein, Katrin & Annelen Brunner. 2020. Why do some lexemes combine more frequently than other? - An empirical approach to productivity in German compound formation. *Online Proceedings of the 12th Mediterranean Morphology Meeting (MMM12)*, Ljubljana (Slovenia). 28–41.
- Hein, Katrin & Stefan Engelberg. 2018. Morphological variation: the case of productivity in German compound formation. In *Morphological Variation: Synchrony and Diachrony. Online Proceedings of the 11th Mediterranean Morphology Meeting (MMM11)*, Nicosia (Cyprus). 36–50.
- Helbig, Gerhard & Wolfgang Schenkel. 1991. *Wörterbuch zur Valenz und Distribution deutscher Verben*. Berlin & Boston: De Gruyter. DOI: [10.1515/9783111561486](https://doi.org/10.1515/9783111561486).
- Hölzner, Matthias. 2007. *Substantivvalenz: Korpusgestützte Untersuchungen zu Argumentrealisierungen deutscher Substantive*. Tübingen: Niemeyer.
- Institut für Deutsche Sprache. 2003. *elexiko*. <http://www.owid.de/wb/elexiko/start.html>.
- Jones, Lucy. 2021. Queer linguistics and identity: the past decade. *Journal of Language and Sexuality* 10(1). 13–24. DOI: [10.1075/jls.00010.jon](https://doi.org/10.1075/jls.00010.jon).
- Klein, Andreas. 2022. Wohin mit Epikoina? – Überlegungen zur Grammatik und Pragmatik geschlechtsindefiniter Personenbezeichnungen. In Gabriele Diewald & Damaris Nübling (Hrsgg.), *Genus – Sexus – Gender*, 135–190. Berlin & Boston: De Gruyter. DOI: [10.1515/9783110746396-005](https://doi.org/10.1515/9783110746396-005).
- Klos, Verena. 2011. *Komposition und Kompositionalität: Möglichkeiten und Grenzen der semantischen Dekodierung von Substantivkomposita*. Berlin & New York: De Gruyter.
- Kopf, Kristin. 2018a. *Fugenelemente diachron: Eine Korpusuntersuchung zu Entstehung und Ausbreitung der verfügenden N+N-Komposita*. Berlin & Boston: De Gruyter. DOI: [10.1515/9783110517682](https://doi.org/10.1515/9783110517682).
- Kopf, Kristin. 2018b. The role of syntax in the productivity of German N+N compounds. A diachronic corpus study. *Zeitschrift für Wortbildung/Journal of Word Formation* 2(1). 61–91. DOI: [10.3726/zwjw.2018.01.03](https://doi.org/10.3726/zwjw.2018.01.03).
- Kopf, Kristin. 2022. *Ist Sharon Manager?* Anglizismen und das generische Maskulinum. In Gabriele Diewald & Damaris Nübling (Hrsgg.), *Genus – Sexus – Gender*, 65–104. Berlin & Boston: De Gruyter. DOI: [10.1515/9783110746396-003](https://doi.org/10.1515/9783110746396-003).
- Kotthoff, Helga & Damaris Nübling. 2018. *Genderlinguistik: Eine Einführung in Sprache, Gespräch und Geschlecht*. Tübingen: Narr.
- Kupietz, Marc, Cyril Belica, Holger Keibel & Andreas Witt. 2010. The German Reference Corpus DeReKo: A Primordial Sample for Linguistic Research. *Proceedings of the Seventh International Conference on Language Resources and Evaluation (LREC 2010)*, 1848–1854.
- Kupietz, Marc, Harald Lungen, Paweł Kamocki & Andreas Witt. 2018. The German Reference Corpus DeReKo: New Developments – New Opportunities. *Proceedings of the 11th International Conference on Language Resources and Evaluation (LREC 2018)*, 4353–4360.
- Leonhard, Jens & Vanessa Siegel. 2021. *Der Häftling ist schwanger* – Zur Geschlechtsneutralität von nicht-movierbaren Personenbezeichnungen am Beispiel von *ling*-Derivationen. *Deutsche Sprache* 2021(3). DOI: [10.37307/j.1868-775X.2021.03.02](https://doi.org/10.37307/j.1868-775X.2021.03.02).

- Meyer, Ralf. 1993. *Compound comprehension in isolation and in context: the contribution of conceptual and discourse knowledge to the comprehension of German novel noun-noun compounds*. Tübingen: Niemeyer.
- Müller-Spitzer, Carolin. 2022. Gendergerechter Sprachgebrauch. Ein komplexes Feld für die Aushandlung von „richtig“ und „gut“. *Der Deutschunterricht: Richtiges und Gutes Deutsch?* 2022(4). 39–49.
- Olsen, Susan. 2012. Der Einfluss des Mentalen Lexikons auf die Interpretation von Komposita. In Livio Gaeta & Barbara Schlücker (Hrsgg.), *Das Deutsche als kompositionsfreudige Sprache*, 135–170. Berlin: De Gruyter. DOI: [10.1515/9783110278439.135](https://doi.org/10.1515/9783110278439.135).
- Ortner, Lorelies & Elgin Müller-Bollhagen. 1991. *Hauptteil 4: Substantivkomposita* (Komposita und kompositionsähnliche Strukturen 1). Berlin & New York: De Gruyter.
- Pettersson, Magnus. 2011. *Geschlechtsübergreifende Personenbezeichnungen: eine Referenz- und Relevanzanalyse an Texten*. Tübingen: Narr.
- Pusch, Luise F. 1984. *Das Deutsche als Männersprache: Aufsätze und Glossen zur feministischen Linguistik*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Rothstein, Björn. 2012. Zur temporalen Interpretation von nominal basierten Bildungen auf Alt-. In Livio Gaeta & Barbara Schlücker (Hrsgg.), *Das Deutsche als kompositionsfreudige Sprache*, 171–196. Berlin: De Gruyter. DOI: [10.1515/9783110278439.171](https://doi.org/10.1515/9783110278439.171).
- RStudio Team. 2022. *RStudio: Integrated Development Environment for R*. Boston: RStudio. <http://www.rstudio.com/>.
- Scherer, Carmen. 2012. Vom Reisezentrum zum Reise Zentrum. Variation in der Schreibung von N+N-Komposita. In Livio Gaeta & Barbara Schlücker (Hrsgg.), *Das Deutsche als kompositionsfreudige Sprache*, 57–82. Berlin: De Gruyter. DOI: [10.1515/9783110278439.57](https://doi.org/10.1515/9783110278439.57).
- Schlücker, Barbara. 2018. Genitives and proper name compounds in German. In Tanja Ackermann, Horst J. Simon & Christian Zimmer (eds.), *Germanic Genitives*, 275–299. Amsterdam & Philadelphia: John Benjamins Publishing Company. DOI: [10.1075/slcs.193.10sch](https://doi.org/10.1075/slcs.193.10sch).
- Schlücker, Barbara. 2019. Compounds and multi-word expressions in German. In Barbara Schlücker (ed.), *Complex Lexical Units*, 69–94. Berlin & Boston: De Gruyter. DOI: [10.1515/9783110632446-003](https://doi.org/10.1515/9783110632446-003).
- Schlücker, Barbara. 2020. Von *Donaustrom* zu *Donauwelle*. Die Entwicklung der Eigennamenkomposition von 1600–1900. *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 48(2). 238–268. DOI: [10.1515/zgl-2020-2002](https://doi.org/10.1515/zgl-2020-2002).
- Schunack, Silke & Anja Binanzer. 2022. Revisiting gender-fair language and stereotypes – A comparison of word pairs, capital I forms and the asterisk. *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 41(2). 1–29. DOI: [10.1515/zfs-2022-2008](https://doi.org/10.1515/zfs-2022-2008).
- Štekauer, Pavol. 2011. Meaning Predictability of Novel Context-Free Compounds. In Rochelle Lieber & Pavol Štekauer (eds.), *The Oxford Handbook of Compounding*, 272–297. Oxford: Oxford University Press. DOI: [10.1093/oxfordhb/9780199695720.013.0014](https://doi.org/10.1093/oxfordhb/9780199695720.013.0014).
- Storjohann, Petra. 2005. Das elexiko-Korpus: Aufbau und Zusammensetzung. In Ulrike Haß (Hrsg.), *Grundfragen der elektronischen Lexikographie. elexiko – das Online-Informationssystem zum deutschen Wortschatz*, 55–70. Berlin & New York: De Gruyter. DOI: [10.1515/9783110898941.55](https://doi.org/10.1515/9783110898941.55).
- Strecker, Bruno. 2017. *Stadt – Land – Fluss — Zum grammatischen Geschlecht von Städte-, Länder- und Flussnamen*. <https://grammis.ids-mannheim.de/fragen/5> (aufgerufen am 22. April 2023).

- Stumpf, Sören. 2023. *Wortbildung diamedial: Korpusstudien zum geschriebenen und gesprochenen Deutsch*. Berlin: De Gruyter. DOI: [10.1515/9783110989564](https://doi.org/10.1515/9783110989564).
- Thurmair, Maria. 2006. *Das Model und ihr Prinz: Kongruenz und Texteinbettung bei Genus-Sexus-Divergenz*. *Deutsche Sprache* 2006(3). 191–220. DOI: [10.37307/j.1868-775X.2006.03.02](https://doi.org/10.37307/j.1868-775X.2006.03.02).
- Werth, Alexander. 2022. Der Abbau der onymischen Movierung im 18. Jahrhundert. In Anna D. Havinga & Bettina Lindner-Bornemann (Hrsgg.), *Deutscher Sprachgebrauch im 18. Jahrhundert*, 93–114. Heidelberg: Winter.

Samira Ochs

Leibniz-Institut für Deutsche Sprache (IDS)

R 5, 6–13

D–68161 Mannheim

ochs@ids-mannheim.de



This is an open access publication. This work is licensed under a Creative Commons Attribution CC-BY 4.0 license. To view a copy of this license, visit <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

Lea Schäfer

Faktoren von Frequenz und Produktivität von Diminution in frühen Dialekterhebungen des Deutschen*

Abstract: This paper examines the productivity of diminution – mainly on the noun – in two large-scale surveys of German dialects of the 19th and early 20th centuries. The starting point is the basic question whether German dialects use different diminutive suffixes and which dialect uses diminutives more frequently than others. In addition to morphological and semantic aspects, this question is linked to numerous sociolinguistic, methodological, and phonotactic factors. This leads for example to the general problem, to what extent dialect stereotypes influence classical dialect surveys. The approach is strictly empirical: First, the translations of the “Parable of the Prodigal Son” (Luke 15: 11–32) into German dialects, collected by Radlof (1817) and Stalder (1819), are presented. Subsequently, an abbreviated sample of dialect translations of the 40 Wenker sentences from the late 19th and early 20th century is analyzed. Based on these datasets, different influencing factors are discussed that guide the use (and non-use) of diminutives.

Keywords: diminution, dialects, stereotypes, survey methods, productivity, frequency

1. Forschungsüberblick und Problemstellung: Faktencheck eines linguistischen Stereotyps

In den Ortsgrammatiken des 19. und 20. Jahrhunderts sind Beschreibungen morphologischer und syntaktischer Strukturen eher rar. Bestenfalls gibt es Ausführungen zur Flexionsmorphologie. Ein Phänomen, das dabei häufig angesprochen wird, ist die Bildung der Verkleinerungsform (im Folgenden Diminution) am Substantiv. In diesen Kontexten liest man vielfach Hinweise zur Gebrauchsfrequenz, wie die folgenden:

- „Mehr als die Schriftsprache lieben es die Mundarten zu verkleinern“ (Wagner 1873: 27)

* An dieser Stelle möchte ich den beiden anonymen Gutachter:innen für ihre Kommentare und Korrekturen danken. Jürg Fleischer danke ich neben inhaltlichen Anmerkungen und Hinweisen besonders für die Bereitstellung seiner Datensätze transliterierter Wenkerbögen, die für den vorliegenden Beitrag analysiert wurden. Oliver Schallert danke ich für den langjährigen Austausch über verschiedene Phänomene der Diminution.

- „Die oberdeutschen Mundarten, darunter auch das Bairische, sind bekannt dafür, daß sie häufig und gern von Verkleinerungsformen Gebrauch machen.“ (Kargl 1976: 227)
- „Das Schweizerdeutsche hat eine Vorliebe für Diminutive“ (Siebenhaar & Wyler 1997: 29)
- „Die häufigen li-Formen sind für Ausländer, zumal für Deutsche, geradezu das Schibboleth unserer Sprache [das Schweizer Alemannische, L.S.] geworden“ (Lüssy 1974: 162)
- „In der Schriftsprache ist die Verkleinerungsform verhältnismäßig selten, in der Mundart [des Großherzogtums Hessen, L.S.] dagegen recht häufig“ (Reis 1909: 115)
- „In der Gegend von Salzungen ist er [der thüringische Dialekt, L.S.] weich, ebenfalls ein wenig singend, reich an Verkleinerungsformen.“ (Steinhard 1857: 99)
- „Der hennebergsche Dialekt [im nordwestlichen Teil des ostfränkischen Sprachraums, L.S.] ist besonders reich an Diminutiven, ein Beweis seiner Naivität.“ (L. Storch in Neumann 1844: 199–200)
- „Wie die oberdeutschen Mundarten überhaupt ist auch das Mochenische reich an Diminutiven“ (Rowley 2012)

Diese Zitate aus dialektologischen Arbeiten stellen nur eine exemplarische Auswahl an Äußerungen dar, die nahelegt, dass der besonders frequente Gebrauch von Diminution als Charakteristikum von Dialekten gilt. Insbesondere hochdeutschen Dialekten wird eine starke Neigung zur Diminution attestiert. Interessanterweise habe ich bisher keine solchen Äußerungen zu niederdeutschen oder niederländischen¹ Dialekten finden können, was als ein erster Hinweis auf Unterschiede entweder der tatsächlichen Gebrauchsfrequenz und Produktivität von Diminution oder aber auf eine geringere Verbreitung eines Stereotyps von Dialekten als besonders diminutivaffin in der niederdeutschen Dialektologie zu werten ist. Der beschriebene Kontrast in den klassischen Arbeiten ist immer der zwischen

¹ In jüngeren (laienlinguistischen) Publikationen wird allerdings oft als Unterscheidungsmerkmal zwischen Standardniederländisch und Standarddeutsch auf eine besonders hohe Frequenz von Diminution im Niederländischen hingewiesen, wie z.B. „Niederländisch erinnert Deutsche auch an die Dialekte aus dem pietistischen Schwaben und der calvinistischen Schweiz, wo ebenfalls oft Verkleinerungsformen wie „le“ (Häusle = huisje) und „-li“ (Müsli) benutzt werden“ (Thomas 2009: 103); Hoek (2009) gibt einen Überblick zur Literatur und Formenvielfalt niederländischer Diminutivformen, äußert sich aber nicht über Unterschiede im Gebrauch.

Standard und Dialekt.² Es ist wahrscheinlich, dass diese hohe Frequenz von Diminutiven in den Dialekten im Kontrast zur Standardsprache einen simplen Effekt von Nähesprachlichkeit vs. Distanzsprachlichkeit darstellt (vgl. Elspaß 2010, 79; Bakema & Geeraerts 2008, 1050), aus dem sich dann ein Stereotyp für Dialekte entwickelt hat.

Bereits in Schäfer (im Ersch.) habe ich zeigen können, dass die Substantivdiminution mittels *-li* zunächst als Heterostereotyp der alemannischen Dialekte der Schweiz ab der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts in Erscheinung tritt und inzwischen auch ein klares Autostereotyp darstellt. Diminution ist aber auch über die schweizerdeutschen Dialekte hinaus ein einfaches Mittel, um eine Varietät regional zu verorten (Schäfer 2022). Die Gründe, die zur Registrierung von Diminutivsuffixen als dialekttypische Strukturen ab dem 17. Jahrhundert zur Stereotypenbildung geführt haben, sind vielfältig (vgl. Schäfer im Ersch.). Ein wichtiger Faktor sind etwa Entwicklungen der Schriftsprache: Das Deutsche verfügt über zwei konkurrierende Diminutivsuffixe, die sich abhängig vom Basiskonsonanten des Suffixes in *l*- und *k*-Diminution unterscheiden und die die Grundformen für alle in den Dialekten gegebenen Suffixe (inkl. Fusionsformen; vgl. Schäfer 2020) darstellen (Wrede 1908; Schirmunski 1962, 475–87; Seebold 1983). Diminutivformen mit *-l*- als Grundkonsonant finden sich im Süden des Sprachgebiets, Formen auf *-k*- (> *-ch*-) im Norden. Diese Nord-Süd-Teilung der Dialekte schlägt sich auch in der Schriftlichkeit nieder: Bis ins Neuhochdeutsche konkurrieren hier die Diminutivsuffixe *-chen* und *-lein*. Ab dem 18. Jahrhundert ist eine Verdrängung des *-lein*-Suffixes durch *-chen* in der Schriftsprache festzustellen (Lameli 2018). Inzwischen sind *-lein*-Diminutive nur noch äußerst archaisch. Der Siegeszug der *-chen*-Diminution in der schriftsprachlichen Leitvarietät kann die Wahrnehmung von *l*-Diminutiven als besonders dialektal beeinflusst haben (vgl. Schäfer 2022).

Darüber hinaus haben wir besonders in alemannischen (Dammel 2021) und bairischen (Weiß 2005; Brandstetter 1963) Dialekten eine verstärkte Wahrnehmung von Diminutiven durch homophone Auslautkontexte, die einen confirmation bias³ generieren und die

² Wie das folgende Beispielzitat zeigt, wird Diminutivaffinität auch im Kontrast Jiddisch vs. Standarddeutsch häufig angeführt: „Die Verkleinerungsform – die im Jiddischen eine sehr wichtige Rolle spielt und ungemein häufig auch dort angewendet wird, wo es im Deutschen ungebräuchlich oder unmöglich ist – wird durch die Anfügung von silbischen ל (ל) gebildet.“ (Birnbaum 1915: 37).

³ Der Begriff *confirmation bias* (Bestätigungsfehler) bezeichnet in der kognitiven Psychologie die Tendenz, Informationen so auszuwählen und zu interpretieren, dass sie die eigenen Erwartungen erfüllen bzw. bestätigen.

Aufmerksamkeit auf Diminutivsuffixe lenken. Entsprechend kann für linguistische Laien die Wirkung entstehen, dass diese Dialekte sehr viel Diminution verwenden. Das Bild von den ›stark‹ diminuierenden oberdeutschen Dialekten kann aber auch durch das allgemeine (insbes. im späten 20. Jahrhundert verbreitete) Narrativ verstärkt werden, dass Dialekt eigentlich nur noch in Süddeutschland, der Schweiz und Österreich gesprochen wird. Die enge Verbindung von Dialektalität und Diminution führt dazu, dass Dialektsprecher:innen, die ihre Dialektalität hervorheben wollen, besonders oft diminuieren. Eine Frage, der im Folgenden u.a. nachgegangen wird, ist, ob sich mit Daten aus den ersten Dialekterhebungen des Deutschen im 19. Jahrhundert Rückschlüsse auf die tatsächliche Gebrauchsfrequenz ziehen lassen und ob diese Daten das allgemeine Bild von den verhältnismäßig stark diminuierenden oberdeutschen Dialekten bestätigen. Vorteile der Daten aus dem 19. Jahrhundert sind zum einen, dass v.a. die Wenkererhebung eine einmalige Großraumerhebung darstellt, deren klaren Wert nicht der einzelne Datenpunkt, sondern vielmehr die Quantität aller Datenpunkte ausmacht; zum anderen können wir davon ausgehen, dass die Informant:innen dieser frühen Erhebungen reine Muttersprachler:innen der Ortsdialekte waren und nativierte Varianten des Standarddeutschen, wie sie sich ab dem 20. Jahrhundert ausbreiten (vgl. Pröll 2021), noch nicht gegeben waren.

Doch im vorliegenden Beitrag geht es nicht allein um einen solchen Faktencheck des Stereotyps (›welcher Dialekt diminuiert mehr/weniger?‹), sondern auch um die Frage nach den linguistischen und außerlinguistischen Einflussfaktoren (›wieso diminuiert (welcher) Dialekt mehr/weniger?‹). Dabei geht es nicht nur darum, etwas über die strukturellen Unterschiede von Diminution in den deutschen Dialekten zu erfahren, sondern auch über den Einfluss von Stereotypen auf das Antwortverhalten von Informant:innen von Dialekterhebungen. Bevor dies anhand zweier Datensets in Kapitel 2 eingehend diskutiert wird, geben die nächsten Abschnitte zunächst Hintergründe zu Definitionen und zum grundlegenden Forschungsstand.

1.1 Begriffsdefinitionen: Diminution, Frequenz und Produktivität

Der Blick in die typologisch-vergleichenden Arbeiten zum Phänomen Diminution vermitteln einheitlich dasselbe Bild: Diminution ist keine leicht zu fassende, auf eine einfache Formel zu bringende grammatische Kategorie und interagiert in verschiedener Hinsicht

mit unterschiedlichen grammatischen Faktoren, die hier nur cursorisch gestreift werden können. Diminution geht weit über die einfache derivationelle Ableitung einer morphologisch-lexikalischen Basis zur Bildung einer Verkleinerungsform hinaus und bewegt sich in einer Grauzone zwischen Derivation und Flexion (Bakema & Geeraerts 2008: 1047; Perlmutter 1988). Eine umfassende Darstellung, welche sprachlichen Bereiche mit der Diminution interagieren und diese konstituieren, kann im Rahmen dieses Beitrags nicht gegeben werden.⁴ Die folgenden Ausführungen zur Diminution beschränken sich daher auf die für die ausgewerteten Dialektdaten relevanten Aspekte.

Generell wird unter Diminution zunächst der grammatische Ausdruck von Kleinheit verstanden. Mit der Semantik der Verkleinerung können zusätzliche Aspekte wie z.B. Verniedlichung, Emotionalität, Expressivität, Kollektivität, Pejoration, aber auch Familiarität und Intimität verknüpft sein (Bakema & Geeraerts 2008). Entsprechend kann Diminution sowohl positive als auch negative Konnotationen hervorrufen.

Diminution kann prinzipiell über verschiedene Strategien erfolgen, etwa synthetisch/morphologisch über Affigierung, Kürzung, Reduplikation oder analytisch über Periphrasen und lexikalische Einträge, die auch nebeneinander auftreten können, z.B. Nhd. *das kleine Hündchen* (vgl. Bakema & Geeraerts 2008: 1045).⁵ Im Folgenden liegt der Fokus auf morphologischer Diminution mittels Suffigierung, wie sie in den deutschen Varietäten üblich ist. Zwei Besonderheiten der deutschen Diminution sind die Auslösung der Umlautung des Stammvokals und der Genuswechsel⁶ zum Neutrum (*der Hund* > *das Hündchen*).

Prinzipiell kann jede Wortart diminuiert werden.⁷ Im Deutschen ist morphologische Diminution vor allem bei Substantiven (inkl. Eigennamen), aber auch bei Verben ein produktives Wortbildungsmuster. Ein flexivischer Charakter von Diminution ist, dass die Diminutivsuffixe zumeist wortartenspezifisch sind. So erfolgt z.B. die verbale Diminution in

⁴ Als Überblick empfiehlt sich der Handbuchartikel von Bakema & Geeraerts (2008) sowie die Monografie von Dressler & Merlini Barbaresi (1994).

⁵ Bei morphologischer Diminution kann auch Overabundance (Thornton 2011) auftreten, wie z.B. das Nebeneinander der Diminutivsuffixe *-chen* und *-lein* im Standarddeutschen.

⁶ Genuswechsel kann z.B. auch im Italienischen stattfinden (Pellegrini 1977: 13).

⁷ Dressler and Merlini Barbaresi (1994: 120–32) weisen darauf hin, dass nur syntaktische Kategorien, deren Referenten abstufbare Dimensionen haben, diminuiert werden können. Substantive, die sich auf Objekte beziehen, können mehrere abstufbare Dimensionen haben, Adjektive sind meist von Natur aus abstufbar, und die Intensität der von Verben bezeichneten Handlungen kann ebenfalls diminuiert werden.

alemannischen Dialekten auf *-la* (*mööllala* ‘kritzeln’ < *moola* ‘malen’),⁸ während die nominale Diminution das Suffix *-li* (regional *-(l)ti*) nutzt. Dasselbe Prinzip finden wir im Standarddeutschen, wo verbale Diminutive mittels *-el(-n)* (*werkeln*, *kippeln*, *menscheln*) gebildet werden und nominale Diminution auf *-chen* (und veraltet *-lein*). In den deutschen Dialekten sind neben verbaler und nominaler Diminution auch Diminutivbildungen von Adjektiva, Adverbien, Präpositionen, Numeralen, Interjektionen und Ausrufen möglich. Die hier behandelten Daten aus den Dialekterhebungen von Wenker, Stalder und Radlof (s.u.) sind zunächst beschränkt auf Diminution von Substantiven und Verben.

Ein Bereich, in dem Diminution als derivationeller Prozess mit Flexion interagiert, ist Numerus. So verfügen viele Sprachen – darunter u.a. viele (ober)deutsche Dialekte und das Jiddische – über spezielle Suffixe zur Anzeige pluraler Diminution. Pluraldiminution liefert oft auch die Möglichkeit, Massennomen zählbar zu machen (Wiltschko 2006; Edelhoff 2017: 96). Auf der semantischen Ebene ist festzustellen, dass diminuierte Plurale häufig eine kollektive Bedeutung bekommen. So assoziiert man mit (1a) ein eher geordnetes Szenario mit singularär verteilten, prinzipiell zählbaren einzelnen Steinen, während (1b) eine eher ungeordnete Zerstreutheit einer undefinierten Anzahl an Steinen beschreibt.

- (1) a. *Auf dem Boden lagen Steine* = ‘eine zählbare Anzahl von min. 2 Steinen’
 b. *Auf dem Boden lagen Steinchen* = ‘eine nicht ohne weiteres zählbare Anzahl von einem deutlich höheren Minimum als 2’

Neben verschiedenen grammatikinternen Beschränkungen und Besonderheiten von Diminution (s.u.; Bakema & Geeraerts 2008) gibt es pragmalinguistische, stilistische und soziolinguistische Bedingungen, die die Verwendung von Diminution beeinflussen (vgl. Dressler & Merlini Barbaresi 1994: 170–394):

Languages do not only differ qualitatively in the nature of diminutive formation, but also exhibit quantitative differences in the amount of diminutive formation processes that they allow and the frequency with which they are used. (Bakema & Geeraerts 2008: 1050)

So sind Diminutive z.B. häufig in an Kinder oder Haustiere gerichteten Äußerungen und ganz allgemein in Situationen frequent, die die Merkmale ‘nicht seriös’, ‘empathisch’,

⁸ Im (Vorarlberger) Alemannischen gibt es eine bemerkenswerte morphologische Lücke bei verbaler Diminution: Ihnen fehlen Formen des 1sg und damit auch des Imperativs. Schallert (2023) zeigt, dass phonologische Regeln, die mit morphologischen (Ir-)Regularitäten interagieren, dafür verantwortlich sind.

‘vertraut’ oder ‘intim’ aufweisen (vgl. Bakema & Geeraerts 2008: 1050). Entsprechend überrascht es nicht, dass Diminution auch an Dialektalität geknüpft ist, da diese als nicht-formelle Nähesprachlichkeit konzeptualisiert ist.

Mit diesen externen situativen Unterschieden, die die Gebrauchsfrequenz von Diminution beeinflussen, geht die Annahme einher, dass die Frequenz von Diminution kulturspezifisch sei (Bakema & Geeraerts 2008: 1050). Eine daraus resultierende Überlegung formuliert Wierzbicka (1991: 53): „rich systems of diminutives seem to play a crucial role in cultures in which emotions in general and affection in particular is expected to be shown overtly“; allerdings fehlen dazu sprach- und v.a. kulturvergleichende Studien, die dies bestätigen/widerlegen.

Dressler & Merlini Barbaresi (1994) zeigen, dass die Frequenz von Diminution neben sozialen Faktoren auch stark von strukturellen und kognitiven Eigenschaften der jeweiligen Sprache abhängt. Wie kommen nun aber Behauptungen zustande, dass bestimmte Dialekte/Sprachen mehr diminuieren als andere, also dass nicht nur rein sprecher- und situationsspezifische Gebrauchsunterschiede postuliert werden, sondern auch eine globale raumbezogene Variation? Dieses *Mehr an Diminution* interpretiere ich auf zweierlei Weise:

Zum einen kann die reine **(Gebrauchs)frequenz** von Diminutiven varietätenspezifisch variieren, d.h. zum Beispiel bei Dialektübersetzungen, dass eine Varietät mit einer hohen Diminutivfrequenz im Vergleich zu anderen Varietäten viele Diminutive verwendet (die sowohl in der Vorlage gegeben sind als auch frei im Zuge der Übersetzung gesetzt werden), während eine Varietät mit einer niedrigen Diminutivfrequenz kaum bis gar keine Diminutive im selben Text verwendet.

Zum anderen kann aber auch die **Produktivität** von Diminution in den einzelnen Varietäten unterschiedlich stark sein. Produktivität wird hier verstanden als die grundsätzliche Fähigkeit eines Wortbildungsmusters, neue Vorkommensformen (Types) hervorzubringen. In Baayens (insbes. 1989, 2009) quantitativer, korpuslinguistischer Definition von Produktivität haben morphologische Kategorien eine feste oder eine abnehmende Zahl an Vorkommensformen, während andere eine wachsende Zahl an Vorkommensformen haben. Kategorien mit fester oder abnehmender Zahl an Vorkommensformen werden als unproduktiv bezeichnet, während Kategorien mit wachsender Zahl als produktiv bezeichnet

werden. Zentral ist die Erkenntnis, dass produktive Muster sich durch eine hohe Anzahl seltener Bildungen (sog. Hapax legomenon, d.h. nur einmalig in Korpora auftauchende Types) auszeichnen. Ich übertrage diesen korpuslinguistischen Effekt wie folgt auf Daten klassischer indirekter Dialekterhebungen wie etwa Übersetzungsaufgaben: Eine hohe Produktivität von Diminution würde sich z.B. darin äußern, dass Varietäten mit einer hohen Diminutivproduktivität Wörter diminutivieren, die in der Vorlage nicht diminutiviert sind, also ein Wortbildungsmuster gegen die Vorlage zum Einsatz kommt. Ein Problem, das sich bei der konkreten Analyse solcher Belege stellt, ist die eindeutige Identifizierung von Diminution, wenn phonotaktische bzw. morphologische Mechanismen zu Resultaten führen, die formgleich mit Diminutiven sind.

Mit der Analyse in Kapitel 2 möchte ich zeigen, inwieweit Dialektübersetzungen Aufschluss über die unterschiedliche Frequenz und Produktivität der Diminution in verschiedenen Varietäten geben und welche grammatischen und (falls greifbar) außergrammatischen Faktoren sie beeinflussen.

1.2 Diminution in den Dialekten des Deutschen

Die Diminution ist ein gutes Beispiel für die Feldabhängigkeit (im Sinne der *field dependence*) von Wissenschaftler:innen, denn sie ist eines der wenigen morphologischen Merkmale, das in den klassischen Dialektbeschreibungen und Erhebungen des 19. und 20. Jahrhunderts berücksichtigt wird. Allein dieser Umstand zeigt, dass es sich dabei um ein grammatisches Merkmal handelt, das bereits im 19. Jahrhundert als charakteristisch für Dialekte wahrgenommen wurde: Wenn es um Dialekte geht, ist die Diminution nicht weit. Dass Diminution als eines der wenigen grammatischen Merkmale jenseits der Phonologie schon in den frühen dialektgrammatischen Arbeiten behandelt wird, ist bereits ein Hinweis darauf, dass sie zu einem hohen Grad als dialektales Stereotyp indexikalisiert ist. Indexikalisierung beschreibt die Verortung von grammatisch variierenden Strukturen einer beliebigen Varietät auf einer Skala zwischen ›minimal indexikalisiert‹ und ›maximal indexikalisiert‹. Eine maximal indexikalisierte Struktur ist ein Stereotyp. Wie ich in Schäfer (im Ersch. 2022) habe zeigen können, sind zumindest die in den deutschen Dialekten am weitesten verbreiteten Diminutivsuffixe⁹ so weit für bestimmte Varietäten registriert (im Sinne

⁹ Diese Feststellung bezieht sich nur auf die Suffixe *-li*, *-(er)l*, *-ken* und *-je* im Singular.

eines *enregisterments*), dass man sie unzweifelhaft als Dialektstereotype identifizieren kann.

Der Prozess der Indexikalisierung ist für die Frequenzuntersuchungen von Diminution in Dialekterhebungen relevant, da sich Diminution, sofern sie als Marker und vor allem als Stereotyp dialektaler Varietäten indexikalisiert ist,¹⁰ der klassischen Dialekterhebung in gewisser Weise entzieht, sobald im Rahmen der Erhebungssituation klar artikuliert wird, dass die Erhebung auf besondere Strukturen des jeweiligen Dialekts abzielt. Ein:e Informant:in wird entsprechend reagieren und besonders viele Marker und Stereotype produzieren. Von einer solchen Überproduktion können wir wiederum annehmen, dass sie zwar das Frequenzmaximum der jeweiligen Struktur im jeweiligen System ausschöpft und ggf. auch in Einzelfällen übersteigt, aber grundsätzlich nicht vollends ungrammatische Formen produziert. Um die tatsächliche Produktivität unter Berücksichtigung idiolektaler Variation und v.a. pragmalinguistischer Bedingungen zu messen, bieten sich die klassischen Dialekterhebungen, die nicht sensitiv auf Marker/Stereotype designt sind, nicht an.¹¹ Wie im Folgenden aber näher ausgeführt wird, können klassische Dialekterhebungen Einblicke darin geben, wie bestimmte Marker/Stereotype in einem künstlichen Setting – eben jenes der klassischen Dialekterhebungen – verwendet werden. Sofern das Sample an erhobenen Varietäten groß genug ist, erlauben solche Daten aber selbstverständlich den Vergleich der einzelnen Varietäten. Nur können gewonnene Ergebnisse nicht zwangsläufig auf den generellen Gebrauch übertragen, sondern nur innerhalb jedes Datensets interpretiert werden. Am Beispiel von zwei unterschiedlichen Dialekterhebungen wird in Abschnitt 2 deutlich, wie stark die Verwendung von Markern/Stereotypen schwanken kann.

Wenn also die Diminution von Substantiven sowohl ein Hetero- als auch ein Autostereotyp¹² von Dialekt darstellt, dann ist anzunehmen, dass ein:e Sprecher:in, sobald ein besonders dialektales Register bedient werden soll, auch besonders viel Diminution verwendet. Mit Hinblick auf Sprachwandel ist dieser Effekt insofern von Relevanz, als dass Stereotype losgelöst von ihrem eigentlichen Gebrauch verwendet werden können und damit

¹⁰ Wie dies etwa für die alemannischen Dialekte der Schweiz geschehen ist (vgl. Schäfer im Erscheinen).

¹¹ Zu methodologischen Überlegungen von Produktivitätsmessungen siehe jüngst Berg (2020).

¹² Zur näheren Definition und Abgrenzung der Termini Hetero- und Autostereotyp siehe Schäfer (im Erscheinen).

produktiv im Sinne der sprachlichen Kreativität sind.¹³ Diese Überproduktion von Stereotypen berührt auch einen ganz wichtigen generellen und problematischen Punkt (klassischer) Dialekterhebungen: Wie ›natürlich‹ sind die produzierten Strukturen und bis zu welchem Grad reproduzieren sie Stereotype der Informant:innen (als auch der Explorator:innen)?

Während der formale Reichtum an Diminutivsuffixen in den deutschen Dialekten, bereits eingehend beschrieben wurde (Wrede 1908; Seebold 1983; Schirmunski 1962: 475–87), gibt es bisher wenig Forschung hinsichtlich struktureller und funktionaler Unterschiede. Zur Gebrauchsfrequenz äußern sich diese Arbeiten nur wenig. So bestätigt Wrede (1908, 73) in seiner Analyse der Daten der Erhebung Georg Wenkers (s.u. Abschnitt 2.2) das allgemein kursierende Bild vom stark diminuierenden oberdeutschen Raum:

Ein großer Teil des deutschen Nordens ist mindestens diminutivarm, ja stellenweise ebenso wie Skandinavien und England so gut wie diminutivlos; nach Süden nehmen die Bildungen ständig zu, und in Oberdeutschland sind sie überaus häufig, ja die naive Alltagssprache [sic] scheint dort in Verkleinerungsformen zu schwelgen. (Wrede 1908: 73)

Entsprechend schreibt auch Schirmunski (1962: 486): „Für das Oberdeutsche, insbesondere das Schweizerische und Bairisch-Österreichische, ist überhaupt eine weitgehende Verwendung der Diminutive kennzeichnend“. Und daran anschließend stellt er fest, dass Diminution „in besonders starkem Maße [...] in den oberdeutschen Mundarten verwendet [wird] [...] vor allem im Bairischen und Schweizerischen, wo die Diminutivform eine deutliche emotional-expressive Färbung hat“ (Schirmunski 1962: 541). Es bleibt allerdings zu fragen, wie Schirmunski (1962) die „emotional-expressive Färbung“ ermittelt hat, was insbesondere mit Blick auf die unechten Diminutive des Bairischen (s.u.) fragwürdig erscheint.

Mit Bezug auf die Wenkersätze stellt bereits Wrede (1908: 78) fest, dass „die Auswahl nicht genügen [kann], um alle Eigenheiten deutscher Diminutivbildung im gesamten Sprachgebiet zu erkunden“. So bemerkt er eine uneinheitliche Umsetzung von vorgegebenen Diminutiva, deren Ursache er in der Wahl der diminuierten Substantive sieht. So ist *Augenblickchen* nach Wrede (1908: 79) „nur einigermaßen volkstümlich und seine

¹³ Zum Begriff der sprachlichen Kreativität siehe Bossong (1979). Zum Einfluss des Indexikalisierungsprozesses auf verschiedene Arten von Sprachwandelprozessen siehe insbes. Kerswill & Williams (2011); bereits Hinweise bei Trudgill ([1974] 2000) Labov (1966), Schirmunski (1928).

Dialektkarte deshalb verschwommen und nur von relativem Wert“. Gleiches attestiert er dem Lexem *Mäuerchen*. Er impliziert damit, dass nur Lexeme diminuiert werden können, die fest im dialektalen System verankert sind.

Das Bild der Wenkererhebungen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts ließ sich auch in Untersuchungen zu modernen Umgangssprachen bestätigen. So hat Elmentaler (2013) zur Gebrauchsfrequenz von Diminution in Norddeutschland im Rahmen des Projekts „Sprachvariation in Norddeutschland“ ermitteln können, dass nur 15% der im Wenkermaterial vorgegebenen acht Diminutive von Sprechern aus Schleswig-Holstein auch in der Übersetzung diminuiert wurden, während Sprecher aus den niederrheinisch-westfälischen Orten durchschnittlich 72% der acht Diminutive umsetzten.

Korecky-Kröll (2022) analysiert anhand moderner Übersetzungen der Wenkersätze von 147 erwachsenen Sprecher:innen aus dem Gebiet des Bundesstaats Österreich ebenfalls die Verwendung bzw. Nicht-Verwendung von Substantivdiminution anhand der Wenkersätze. Insgesamt findet Korecky-Kröll (2022) in den angefertigten Übersetzungen der Wenkersätze in 33% eine „Diminutivverweigerung“; d.h. entgegen der Diminution in der standarddeutschen Vorlage wurde in der Dialektübersetzung keine Diminution umgesetzt.¹⁴ Diese Verweigerung ist besonders im Plural stark und hier besonders in der näheren östlichen Umgebung der Hauptstadt Wien; im Singular findet sich diese Tendenz nur sehr schwach signifikant (Korecky-Kröll 2022: 60). Deutlich seltener als die Verweigerung ist in den Daten von Korecky-Kröll (2022: 62) die „Diminutivhinzufügung“. In diesen Fällen werden ca. 8% der Simplex-Substantive der Wenkersätze entgegen der Vorlage in den Übersetzungen diminuiert bzw. genauer gesagt: Sie werden entweder produktiv diminuiert (im Folgenden: freie Diminution) oder phonologisch in das System des jeweiligen bairischen Dialekts integriert (z.B. bair. *Buchtel* **Bucht* ‘böhmische Mehlspeise’), was den Anschein einer Diminution zur Folge haben kann (im Folgenden: unechte Diminution). Korecky-Kröll (2022: 62) stellt fest, dass 93% der Diminutivhinzufügungen eigentlich unechte Diminutive darstellen. Insgesamt heißt das, dass tatsächlich freie Diminution in den Neuübersetzungen der Wenkersätze in lediglich 0.6% der „Diminutivhinzufügungen“ vorliegt. Sonderlich diminutivaffin wirken damit die bairischen und alemannischen Dialekte

¹⁴ Soweit ich Korecky-Kröll (2022) verstehe, hat sie sich dabei nur auf morphologische Diminution am Substantiv bezogen und trifft keine Aussagen über mögliche analytische Bildungen, z.B. *kleine Äpfel* ‘Äpfelchen’.

Österreichs nicht; zudem fehlt der Untersuchung von Korecky-Kröll (2022) eine Vergleichsgrundlage. Eine Korrelation zwischen „Diminutivverweigerung“ und „Diminutivhinzufügungen“ konnte Korecky-Kröll (2022: 63) nicht finden. Ein weiterer wichtiger Befund von Korecky-Kröll (2022) ist, dass es einen leichten Priming-Effekt¹⁵ bezüglich Diminution gibt: Diminutivhinzufügungen treten besonders in Wenkersätzen mit mehreren Diminutiven bzw. unmittelbar in deren Folgesätzen auf.

Gerade im Fall der Diminution, die offensichtlich zu den wenigen morphologischen Strukturen zählt, die linguistischen Laien bewusst sind (s.o.), ist anzunehmen, dass die Befragungssituation Einfluss auf das Ergebnis nimmt (vgl. Korecky-Kröll 2022: 41). Die Befragung Georg Wenkers hat den Nachteil, dass sie eine künstliche Erhebungssituation generiert, die metasprachliche Konzepte abrufen. Demgegenüber haben spontansprachliche Daten einen klaren Vorteil. Auch das reflektiert Korecky-Kröll (2022) und vergleicht die Daten der Wenkerneuerhebung mit Daten aus Freundesgesprächen. Dabei kommt sie zu dem wenig überraschenden Schluss: „Um den tatsächlichen alltagssprachlichen Diminutivgebrauch an einem Ort zu untersuchen, sind Freundesgespräche jedoch die bessere Wahl“ (Korecky-Kröll 2022: 72).

Ein wichtiger Faktor, der den (natürlichen) Gebrauch von Diminution bestimmt, sind natürliche Beschränkungen. In den Sprachen der Welt wurden verschiedene Restriktionen identifiziert, die Diminution limitieren (Bakema & Geeraerts 2008: 1046–47). Eine semantische Beschränkung ist etwa, dass nur syntaktische Kategorien diminuiert werden können, deren Referenten abstufbare Dimensionen besitzen (Dressler & Merlini Barbaresi 1994: 120–32, s.o. Fußnote 2).

Auch finden sich eine Vielzahl phonotaktischer Beschränkungen, wie etwa im Rumänischen (Ettinger 1974, 278, 285) und Jiddischen (Jacobs 1995). Für letzteres beschreibt Jacobs (1995) einen zyklischen Prozess der Diminutivbildung. Dabei verlangt im Jiddischen die Koda-Beschränkung, dass die letzte Silbe der Basis eine Koda enthält. Somit ist die Anwendung der Diminutivbildung nach einem Vokal (*ku* ‘Kuh’, *tate* ‘Vater’, *froy*

¹⁵ Priming bezeichnet den Einfluss eines Stimulus auf die Verarbeitung (Kognition), der durch einen vorangegangenen Stimulus verursacht wird, der implizite Gedächtnisinhalte aktiviert.

‘Frau’) blockiert. Als Reparaturstrategien sind Epenthesen mit *d* und *x* nach *n* und *l* möglich: *beyndlekh* ‘Beinchen’ (Pl.), *milkhele* ‘Mühlchen’ (Sg.).¹⁶

Silbenstrukturelle Interaktionen mit Diminution in den deutschen Dialekten sind bisher besonders für die bairischen Dialekte beschrieben worden. Bereits Weiß (2005) hat mit der Aufdeckung silbenstruktureller Prozesse einen Grund für die vermeintlich hohe Frequenz an Diminution in den bairischen Dialekten offengelegt: Zur Optimierung der Silbenstruktur werden aus einsilbigen Substantiven mit kurzem Vokal durch Hinzufügung eines silbischen *-l* zweisilbige. Da so entstandene Formen semantisch unmotiviert sind, d.h. keine Semantik von Diminution (wie Verkleinerung, Verniedlichung, Zärtlichkeit, Kollektiv) aufweisen und so auch keine Basis ohne *-l* besteht (z.B. *Beidl* vs. **Beid* ‘Bild’, *Šeiddl* vs. **Šeidd* ‘Schild’) bzw. die *-l*-Formen oft die Basis für weitere Ableitungen darstellen (z.B. *Bredl* ‘Brett’ > *Brett* ‘großes Brett’),¹⁷ bezeichnet Weiß (2005) diese Formen als „unechte Diminutiva“. Einen solchen Verlust der Formunterscheidung zwischen Basis und Derivat und einen damit einhergehenden semantischen Verlust der diminutiven Semantik beschreibt auch Schirmunski (1959: 236) für die alemannischen Dialekte der Schweiz. Entsprechend gibt es auch in der Standardsprache Diminutivformen ohne unmittelbare Basis bzw. deren diminutive Semantik nicht mehr unmittelbar transparent ist (wie *Märchen*, *Mädchen*, *Brösel*, *bisschen*, *kippeln*, *tüfteln*). Entsprechend ist es wichtig, zwischen produktiven und lexikalisierten (d.h. unechten) Diminutiven zu unterscheiden.

Silbenstrukturelle Optimierungen sind also primär für unechte Diminutive verantwortlich. Allerdings weist Helmut Weiß (2005: 240) darauf hin, dass auch die *echte* Diminution sekundär durch dieselben silbenstrukturellen Mechanismen motiviert sein kann, um nicht-optimale Strukturen zu reparieren. Eine hohe Frequenz und Produktivität von unechter Diminution kann also mit einer hohen Frequenz und Produktivität von echter Diminution einhergehen.

¹⁶ Für das Standarddeutsche beschreiben Schirmunski (1962: 475) und Ettinger (1974) eine ähnliche Beschränkung, die hier nicht über Epenthesen, sondern über die Verteilung der konkurrierenden Diminutivsuffixe *-chen* und *-lein* gelöst wird: Während *-chen* nach *l(e)* verwendet wird (*Spielchen*), tritt *-lein* nach *x* und *(n)g* auf (*Bächlein*, *Zweiglein*, *Ringlein*). Allerdings finden sich in den DWDS-Korpora vielfach Belege für *-chen* nach *x* und *(n)g* (*Bächchen*, *Zweigchen*, *Ringchen*). Möglicherweise stellt die Aushebelung der von Schirmunski (1962) und Ettinger (1974) formulierten Regel eine jüngere Entwicklung des Gegenwartsdeutschen dar, die mit der inzwischen fast vollständig erfolgten Aufgabe der *-lein*-Diminution in der Schriftsprache einhergeht.

¹⁷ Im gewissen Sinn liegt damit im Bairischen ein Augmentativ mittels Subtraktion vor.

Für die Laienperzeption (und -produktion) sind diese unechten Diminutive allerdings nicht minder interessant, da die hohe Frequenz von auf *-l* auslautenden Substantiven einen confirmation bias der Annahme ›bairische Dialekte diminuieren viel‹ generieren kann. Ähnliches kann auch die Perzeption von hoch- und höchstalemannischen Dialekten leiten, wo auf *-i* auslautende Substantive frequent sind, was in der Laienwahrnehmung mit der *-li*-Diminution interferieren kann (vgl. Dammel 2021). Entsprechend sollten diese *-i*-Bildungen bezüglich perzeptionslinguistischer Untersuchungen (wie z.B. Schäfer im Erscheinen, 2022) nicht unberücksichtigt bleiben; wenn es allerdings um die Beschreibung der einzelnen Systeme und deren Produktivität von Diminution geht, müssen diese unechten Diminutive gesondert behandelt werden.

1.3 Eingrenzung und Definition der Fragestellung

Wie die vorhergehenden Kapitel zeigen, ist Diminution ein „Schnittstellenphänomen zwischen Morphologie, Semantik und Pragmatik“ (Korecky-Kröll 2022: 44). Entsprechend muss eine adäquate multifaktorielle Untersuchung dieses Phänomens auch dieser Janusköpfigkeit – oder passender: Kerberosköpfigkeit – gerecht zu werden versuchen.

Dieser Artikel kann und soll nicht die semantische und morphologische Vielfalt der Diminution in deutschen Varietäten darstellen. Der Blick auf das Phänomen ist vielmehr auf die generelle Verwendungshäufigkeit von echten (und unechten) Diminutivbildungen in den beiden untersuchten Datensets begrenzt. Diese sind zum einen die Dialektübersetzungen vom biblischen Gleichnis vom verlorenen Sohn in Radlof (1817) und Stalder (1819) und zum anderen die Daten der Erhebungen der 40 Wenkersätze im Deutschen Reich, Österreich, der Schweiz, Liechtenstein und Luxemburg (1879–1943; Fleischer 2017). Auf Grund der Datenmenge und Ergiebigkeit liegt ein deutliches Gewicht auf der Analyse der Übersetzungen der Wenkersätze. Hier sollen die Ergebnisse auch mit denen aus Korecky-Kröll (2022) zu Übersetzungen der Wenkersätze mit modernen Dialektsprecher:innen Österreichs verglichen werden.

Neben der Frage, ob es regionale Schwankungen gibt und welche Dialekte besonders viel/wenig diminuieren, soll v.a. auch in den entsprechenden grammatischen Systemen einzelner Sprecher:innen untersucht werden, welche Lexeme diminuiert bzw. nicht-diminuiert werden. Dabei werden folgende potenzielle Einflussfaktoren diskutiert:

- Generelle Häufigkeit: Wo finden sich besonders viele echte bzw. unechte Diminutiva?
- Abhängigkeit der Vorlage: Wie stark hängt die Diminution in den Dialektübersetzungen der beiden Datensets von der standarddeutschen Vorlage ab? Wo finden sich besonders viele freie bzw. wo besonders viele vorgegebene Diminutivformen? Gibt es Priming-Effekte?
- Semantische Faktoren: Welche Lexeme werden besonders häufig, welche selten diminuiert (z.B. belebt vs. unbelebt; Zählbarkeit)?
- Phonotaktische Faktoren, insbes. Silbenstruktur der Diminutiva: Welche Lexeme werden besonders häufig, welche selten diminuiert (z.B. Einsilber vs. Zwei-/Mehrsilber)?
- Morphologische Faktoren: In welchen morphologischen Kontexten treten echte, freie Diminutivbildungen auf bzw. wird die Diminution der Vorlage verweigert (z.B. Numerus, Genus, Kasus, Wortart)?
- Soziolinguistische Faktoren: Erlaubt das Antwortverhalten der Gewährspersonen Rückschlüsse auf den Indexikalisierungsgrad von Diminution als charakteristisches Dialektmerkmal bestimmter Varietäten?
- Pragmatische Faktoren, die offensichtlich eine Rolle spielen, können nur hinsichtlich der Erhebungssituation beleuchtet werden: Wie stark ist die Verwendung von Diminution an den Kontext der Dialekterhebung geknüpft und inwiefern wollen Informant:innen darin Dialektstereotype bedienen?

2. Diminution in frühen Dialekterhebungen des Deutschen

2.1 Diminution in Übersetzungen des Gleichnisses vom verlorenen Sohn

Die frühesten systematischen Dialekterhebungen stellen Übersetzungen des biblischen „Gleichnis vom verlorenen Sohn“ (Lk 15,11–32) dar. Initiiert durch das Amt für Statistik im französischen Innenministerium wurden zwischen 1806 und 1812 unter Leitung von Charles-Étienne Coquebert de Montbret anhand dieser Übersetzungen erstmals die Varietäten Frankreichs vergleichend erfasst. Die Informanten waren vor allem Personal der beteiligten Ministerien sowie das diplomatische Korps, Präfekten und Unterpräfekten,

Generalsekretäre der Präfekturen, Friedensrichter, Bürgermeister, Pfarrer, lokale Eliten und in sehr wenigen Fällen Experten für bestimmte Einzelsprachen (Ködel 2014: 39, 282). Der Luzerner Pfarrer Franz Joseph Stalder (1757–1833) war an der Coquebert-Enquête beteiligt und hat nach diesem Vorbild Übersetzungen des Gleichnisses vom verlorenen Sohn in 73 Mundarten aus der deutschen und romanischen Schweiz gesammelt und 1819 im Rahmen einer „schweizerischen Dialektgrammatik“ veröffentlicht (Stalder 1819; s.a. Knoop et al. 1982: 40; Ködel 2014: 547–56). Insgesamt liegen mit Stalder (1819) 41 alemanische Versionen des Gleichnisses vor. Mehr noch als in der französischen Erhebung spielen bei Stalder Menschen des Klerus eine besondere Rolle. Auch ist Stalder selbst Informant für zwei Orte: seinen Geburtsort Luzern und Entlebuch, wo er ab 1785 Pfarrer ist. Geistliche als Informanten haben, gerade auch weil es sich um einen religiösen Text handelt, nicht notwendigerweise in den Übersetzungen eine authentisch dialektale Form gewählt und wir werden sehen, dass die Übersetzungen auch Artefakte und Dialektstereotype beinhalten.

Zeitgleich zu Stalder (1819) sammelt in Deutschland der Philologe Johann Gottlieb Radlof (1775–1846) nach Vorbild der französischen Erhebung ebenfalls Übersetzungen des biblischen Gleichnisses, die er 1817 veröffentlicht. Radlof (1817) trägt sowohl historische Übersetzungen verschiedener germanischer Varietäten als auch 28 Übersetzungen in die modernen deutschen Dialekte der 1810er Jahre zusammen (Abb. 2 gibt Aufschluss, welche Dialekte von Radlof erhoben wurden). Seine Gewährspersonen sind wie bei Stalder und Coquebert de Montbret allesamt gebildete, zumeist geistliche Männer, die sich zum Teil Hilfe bei weiteren Informant:innen eingeholt haben. So findet sich unter Radlofs Informanten auch ein gewisser Jacob Grimm, der u.a. für Schwerin, Braunschweig und Paderborn Dialektübersetzungen angefertigt bzw. eingeholt hat.¹⁸

¹⁸ Es gibt eine Reihe weiterer Dialektübersetzungen germanischer Varietäten, die im Zuge bzw. in Nachahmung der Coquebert-Enquête entstanden sind, die im Folgenden allerdings nicht berücksichtigt werden. Bakker & Kruijsen (2007) haben 15 niederländische und niederdeutsche Übersetzungen, die im Zuge der Coquebert-Enquête zwischen 1806 und 1808 entstanden sind, in verschiedenen Archiven ausfindig gemacht (zu den Erhebungen in Limburg siehe auch Maes 2005). Angeregt durch die Lektüre von Stalder (1819) hat der Niederländer Johan Winkler (1840–1916) zwischen 1869 und 1873 186 Übersetzungen des Gleichnisses vom verlorenen Sohn in niederländische, friesische und niederdeutsche Dialekte gesammelt und 1874 in einer zweibändigen Ausgabe veröffentlicht (Winkler 1874: 1870). 1996 hat Harrie Scholtmeijer 83 neue Dialektübersetzungen (friesisch und niederländisch) des biblischen Gleichnisses anfertigen lassen (<https://www.meertens.knaw.nl/books/winkler/lijt.html>; aufgerufen am 30. August 2022).

Das biblische Gleichnis selbst bietet nur einen kleinen Einblick in die grammatischen Systeme der einzelnen Dialekte. Es hat jedoch den Vorteil, dass es narrative Elemente beinhaltet und so auch eine gewisse Übersetzungsfreiheit bietet, was besonders für morphologische und syntaktische Strukturen wichtig ist.

Ein Problem stellt die unbekannte Vorlage dar, die von Gewährsperson zu Gewährsperson schwanken kann. Zum Vergleich: Die Wortzahl von Lk 15,11–32 in der Übersetzung Martin Luthers 1545 (Letzte Hand) beträgt 506 Wörter, für Luther 1912 563 Wörter, die zweite revidierte Auflage der Übersetzung Franz Eugen Schlachters von 1951 zählt 558 Wörter und die Zürcher Bibel von 1931, die auf der Übersetzung von 1531 durch Ulrich Zwingli basiert (und die wiederum auf einer Übersetzung Luthers basiert), 564 Wörter. Die tatsächlichen Unterschiede sind jedoch marginal, wie folgender Ausschnitt aus Lk 15,22–23 in Tabelle 1 zeigt.

Exemplarisch wurden potenziell diminuierbare Substantive zu den Übersetzungen der Orte Habkern, Entlebuch und Schwyz bei Stalder (1819) ausgezählt: Während Habkern (SG: 52, PL: 15) und auch Entlebuch (SG: 57, PL: 9) 66 Substantive aufweisen, finden sich in Schwyz 73 Substantive (SG: 62, PL: 11). Obwohl wir es mit einem Paralleltext zu tun haben, gibt es also auch hier im Detail Schwankungen.

Tab. 1: Vier Übersetzungen von Lk 15,22–23

Luther 1545 (letzte Hand)	Luther 1912	Zürcher Bibel 1931	Schlachter 1951
Aber der Vater sprach zu seinen Knechten / Bringet das beste Kleid erfür / vnd thut jn an / vnd gebet jm einen Fingerreiff an seine hand / vnd Schuch an seine füsse / vnd bringet ein gemestet Kalb her / vnd schlachtets Lasset vns essen vnd fröhlich sein	Aber der Vater sprach zu seinen Knechten: Bringet das beste Kleid hervor und tut es ihm an, und gebet ihm einen Fingerreif an seine Hand und Schuhe an seine Füße, und bringet ein gemästet Kalb her und schlachtet's; lasset uns essen und fröhlich sein!	Doch der Vater sagte zu seinen Knechten: Bringet schnell das beste Kleid heraus und ziehet es ihm an und gebet ihm einen Ring an die Hand und Schuhe an die Füße, und holet das gemästete Kalb, schlachtet es und lasset uns essen und fröhlich sein! Denn dieser mein Sohn war tot und ist wieder	Aber der Vater sprach zu seinen Knechten: Bringet eilends das beste Feierkleid her und ziehet es ihm an, und gebet ihm einen Ring an die Hand und Schuhe an die Füße; und bringet das gemästete Kalb her und schlachtet es; lasset uns essen und fröhlich sein!

Luther 1545 (letzte Hand)	Luther 1912	Zürcher Bibel 1931	Schlachter 1951
		lebendig geworden, er war verloren und ist wiedergefunden worden. Und sie fin- gen an, fröhlich zu sein.	

Was das gezielte Elizitieren von Diminution betrifft, liefert das biblische Gleichnis keinerlei Vorlage; zumindest konnte in keiner der gängigen Übersetzungen ein Diminutivum gefunden werden. Das heißt, dass alle auftretenden Diminutive in den Dialektübersetzungen als freie Diminutive zu beurteilen sind. Der religiöse und somit ernste und formelle Rahmen mag es ggf. vielen der (klerikalen) Übersetzern schwer gemacht haben, ein informelles, vertrautes Setting zu generieren, das Diminution besonders befördert hätte. Trotzdem finden sich – insbesondere in den Übersetzungen aus der Schweiz – diminuierte Formen, die im Folgenden en détail analysiert werden. Möglicherweise hat der narrative Rahmen des märchenähnlichen Gleichnisses („Es war einmal ein Mann, der hatte zwei Söhne...“) dazu beigetragen, den sakralen Rahmen des Textes zu überwinden und eine eher informelle Erzählsituation zu schaffen, denn gerade in Märchen ist die Diminution ein durchaus übliches Stilmittel (vgl. Robinson 2010).

2.1.1 Diminuierte Kontexte

In der den Übersetzungen des biblischen Gleichnisses vorgestellten Grammatik schweizerdeutscher Dialekte schreibt Stalder (1819, 251): „Es ist überaus seltsam, dass die Schweizer eine so entschiedene Neigung zu den Verkleinerungs- und Zärtlichkeitsformen äussern.“ Weiter schreibt er: „Von allen Schweizern zeichnen sich die Gebirgsbewohner in der häufigen Redweise der Wortverkleinerungen aus“ (Stalder 1819, 252). Seine Einschätzung kommt nicht von ungefähr, wie die Auswertung der Übersetzungen ergeben hat. Freie, vom biblischen Text abweichende Diminution findet sich ausschließlich in den deutschen Übersetzungen und hier mit einem eindeutigen Fokus auf die Zentralschweiz (siehe Abb. 1).

Erst der Vergleich mit den Übersetzungen Radlofs (1817) zeigt, wie anders sich die alemannischen Dialekte der Schweiz verhalten (siehe Abb. 2). Während in letzteren

Übersetzungen bis zu acht Diminutivbildungen auftreten, diminuieren fünf der 28 Übersetzungen bei Radlof (1817) lediglich maximal ein Lexem. Die übrigen 23 Übersetzungen verwenden hingegen gar keine Diminution. Die Frage ist nun, ob sich grammatische oder soziolinguistische Faktoren identifizieren lassen, die diesen Unterschied erklärbar machen.

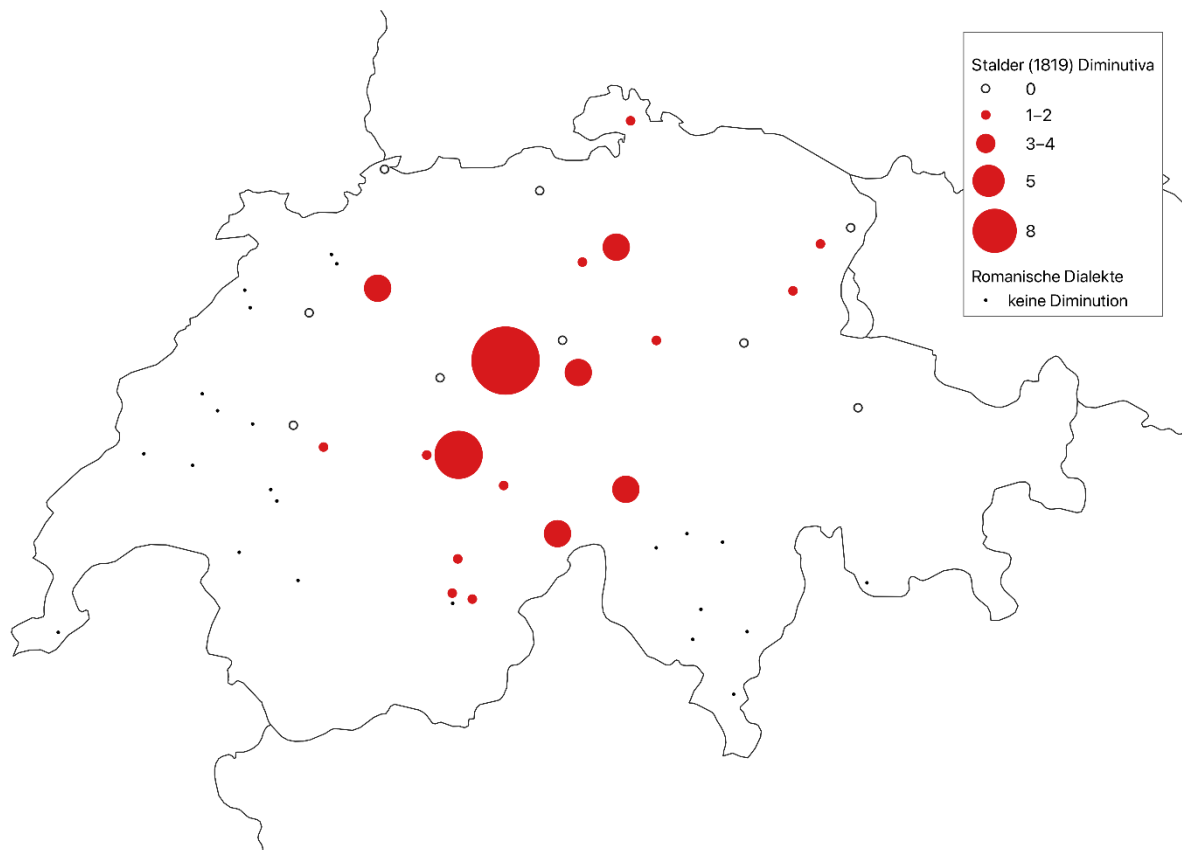


Abb. 1: Freie Diminution in Lk 15,11–32 in Stalder (1819)

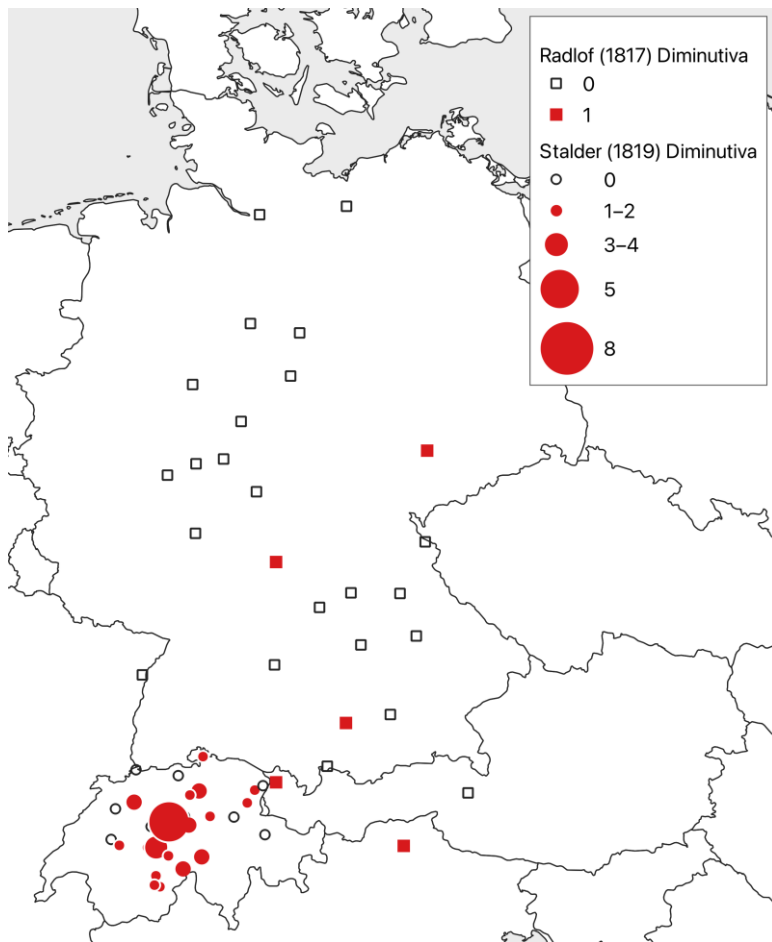


Abb. 2: Freie Diminution in Lk 15,11–32 in Stalder (1819) und Radlof (1817)

2.1.2 Semantische Faktoren

Der Blick auf die einzelnen Lexeme, die in den Übersetzungen des Gleichnisses diminuiert werden, zeigt, dass bei Radlof (1817) vor allem das gemästete ‘Kalb’ bzw. der ‘Bock’ diminuiert werden (siehe Tab. 2). Belebtheit als ein Faktor, der Diminution als Ausdruck von Zärtlichkeit, Kleinheit befördern kann, mag hier eine Rolle spielen. Allerdings gibt es in der obersächsischen und der Würzburger Übersetzung (Radlof 1817: 273ff u. 332–334) einen untypischen Effekt, der darin besteht, ob das Kalb/der Bock geschlachtet ist oder noch nicht: So wird das noch lebende Kalb (in der Figurenrede des Vaters) nicht diminuiert (2a), das geschlachtete Kalb (in der Figurenrede eines Knechts und – nicht in der Würzburger Übersetzung – des Bruders) hingegen schon (2b–c):

- (2) a. *Brengt m'r och 's Mastkalb här uñ schlacht's* (Lk 15,23)
- b. *uñ dei Vat'r hat'n 's Mast=Kälbichen schlacht'n lāssn* (Lk 15, 26)
- c. *Hast'n gley s'fette Kälbichen schlacht'n lāssn* (Lk 15,31)

Man könnte nun in die Biblexegese einsteigen und überlegen, ob das Kalb erst durch den Akt des Schlachtens zum emotionalen Symbol für die Liebe des Vaters zum verloren geglaubten Sohn wird und darüber hinaus als Agnus Dei zum Kernsymbol des Christentums stilisiert wird. Damit würde – insbesondere für die klerikalen Übersetzer – ein verstärkter Wunsch der Verzärtlichung einhergehen, die letztendlich zur Diminution führt.

Neben diesen Diminutionen von ‘(Mast)Kalb’/‘Bock’ gibt es singularär unechte Diminutive in bair. *Geltl* ‘Geld’ (Brixen, Südtirol) und ein erstarrtes Diminutivum alem. *a bitzli* ‘ein bisschen’ (Dornbirn, Vorarlberg).

Tab. 2: Lexeme mit freier Diminution in Lk 15,11–32 in Radlof (1817)

Lexem	Summe Diminution
‘(Mast)Kalb’	2
‘Bock’	1
‘(ein bisschen’	1)
‘(Geld’	1)
N=	5

Bei Stalder (1819) bestätigt sich zunächst das Bild, dass vor allem belebte Entitäten diminuiert werden (siehe Tab. 3). Neutra auf *-li* (regional *-lti*, *-(e)le*), die als Diminutive interpretiert wurden, sind auch hier besonders das zu schlachtende bzw. geschlachtete Tier, welches in 22 (54%) der 41 alemannischen Übersetzungen diminuiert wird und wie bei Radlof (1817) insbesondere im geschlachteten Zustand. Auch ‘Sohn’ (3-mal diminuiert), ‘Bruder’ (1) und ‘Dirn’ (1) zählen eindeutig zu den hochbelebten Entitäten des Textes. Allerdings werden diese deutlich seltener diminuiert. Auch eine Vielzahl anderer belebter Lexeme (z.B. ‘Schweine (PL)’, ‘Bürger’, ‘Knechten (PL)’ oder ‘Freunde (PL)’ werden nicht diminuiert.¹⁹ Stattdessen erscheinen vor allem Abstrakta (z.B. ‘Freude’, ‘Liebe’) und Partitive von Kollektiva (z.B. ‘Geld’, ‘Gut’, ‘(Erb)teil’, ‘Sachen (PL)’ im Diminutiv.

Der Vollständigkeit halber muss erwähnt werden, dass – abgesehen vom erstarrten Diminutiv ‘bisschen’ – sowohl in Radlof (1817) als auch Stalder (1819) ausschließlich Diminution am Substantiv vorliegt. Ein weiteres erstarrtes Diminutivum liegt im zweimal belegten *s Määli* ‘das Schaf’ vor, zu dem es, abgesehen vom Onomapoetikum *mäh* als Laut

¹⁹ Was in den genannten Fällen auch durch den Numerus (PL) beeinflusst sein kann; s.u.

des Schafes, keine undiminierte substantivische Form **Mää* gibt (s.u. Bsp. (3b); Idiotikon 1881, Bd IV 170).

Tab. 3: Lexeme mit freier Diminution in Lk 15,11–32 in Stalder (1819)

Lexem	Summe Diminution
‘ein bisschen’	8)
‘Kalb’	7
‘Bock’	7
‘Schaf’	1
(<i>Määli</i>)	2)
‘Ziege’	2
‘Geiß’	3
‘Sohn’	3
‘Bruder’	1
‘Dirn’	1
‘(Erb)teil’	4
‘Gut’	3
‘Geld’	2
‘Ding’	1
‘Sachen (PL)’	2
‘Mittel (PL)’	1
‘Stück’	1
‘Brocken’	3
‘Schmatzer’	1
‘Freude’	3
‘Liebe’	3
‘Nacht’	3
‘Wiese’	1
N =	53 (63)

2.1.3 Phonotaktische Faktoren

Da, wie sich gezeigt hat, in den Übersetzungen bei Radlof (1817) nahezu keine freie Diminution auftritt, steht im Folgenden die Situation in den alemannischen Dialekten bei Stalder (1819) im Zentrum (andere Dialektgebiete werden in Kapitel 2.2 berücksichtigt). Aber

auch was die komplexe und in sich variative Phonotaktik der verschiedenen schweizerdeutschen Dialekte angeht, so kann im Rahmen dieses Beitrags nicht die Detailuntersuchung erbracht werden, die nötig ist, um die einzelnen Systeme zu verstehen (vgl. insbes. Lüssy 1974). Stattdessen beschränke ich mich auf die Interaktionen dreier Teilbereiche:

- i. allgemeine Silbenstruktur der Diminutiva
- ii. Umlaut
- iii. -i-Bildungen.

Zur allgemeinen Silbenstruktur lässt sich feststellen, dass, abgesehen von zwei zweisilbigen Komposita *s Gäßböckli* ‘Geißbock_{DIM}’ (Schaffhausen, Stalder 1819, 311) und *s Erbtheilti* ‘Erbteil_{DIM}’ (Entlebuch, Stalder 1819, 292), die diminuierten Basen Einsilber nach dem Muster CVC sind. Mit der Diminution entsteht ein zweisilbiger Trochäus auf -i, die unmarkierte Fußstruktur des Deutschen (Wiese 2000, 109–10). Aus phonotaktischen Gründen sind diese Diminutive also eine anstrebenswerte Zielstruktur.

Eine Besonderheit einiger Schweizer Dialekte ist nach -l- die t-Epenthese im Diminutivsuffix, das so als -lti erscheint (vgl. Lüssy 1974). Wie zu erwarten, findet sich diese Reparaturstrategie bei Stalder (1819) in der Südschweiz. Als phonologische Regel findet sich dies sogar in erstarrten Diminutiva, von denen es keine undiminuierte Form gibt, wie das bereits erwähnte *Määli* (**Mää*) ‘Schaf’ (3b).

- (3) a. *s Mähli* ‘Schaf_{DIM}’ (Schwyz, Stalder 1819, 295)
- b. *s Mählti* ‘Schaf_{DIM}’ (Stans, Stalder 1819, 297)

Diminution löst in den meisten Belegen Umlaut aus. Kein Umlautreflex kann in zwei Belegen zweier Übersetzungen aus der Westschweiz festgestellt werden:²⁰

- (4) a. *sys ganz Sachli* ‘seine ganzen Sachen_{DIM}’ (Habkern, Stalder 1819, 281)
- b. *s Chalbli* ‘Kalb_{DIM}’ (Freiburger Unterland, Stalder 1819, 304)

Umlaut bzw. fehlender Umlaut ist besonders relevant für weitere -i-Bildungen²¹ der schweizerdeutschen Dialekte. Im Hoch- und Höchstalemannischen sind Auslaute auf -i

²⁰ Zur Interaktion von Umlaut und Diminution in den alemannischen Dialekten der Schweiz siehe Lüssy (1974).

verstärkt durch die Tilgung von auslautendem *-n* (und andere konsonantische Reduktionen) sehr häufig und nicht nur auf Substantive beschränkt (vgl. Dammel 2021; Lüssy 1974). Entsprechend finden sie sich auch in den Übersetzungen des biblischen Texts, z.B. *währli* ‘wahrlich’ (Alpnach, Stalder 1819, 299), *Säutrenki* ‘Sautränke’ (Schaffhausen, Stalder 1819, 311) oder *d’ Frendi* ‘die Fremde’ (u.a. Schwyz, Stalder 1819, 295). Der einfache Verteilungstest, ob die Frequenz von *l(t)i*-Diminution mit der von *i*-Bildungen in den Stalder-Übersetzungen einander bedingen, ergibt eine nur schwach signifikante Korrelation ($p=0.05$) mit einer nur schwachen Effektstärke (Cramér’s $V=0.24$). Geographisch sehen wir allerdings einen deutlichen Schwerpunkt von sowohl *i*-Bildungen als auch Diminutiven in der Zentralschweiz (siehe Abb. 3). Dies bestätigt das Bild der modernen Dialekte, nach dem das *-i*-Suffix (je nach Vokalqualität auch *-e*; < ahd. *-in*) ein „produktives Diminutivsuffix – beschränkt auf ein- und zweisilbige Basen – für das Berner Oberland, die Innerschweiz, Freiburg, das Wallis und Luzern“ ist (Baumgartner & Christen 2017, 118; s.a. Lüssy 1974; Seebold 1983, 1253; Schirmunski 1962, 162, 485). Dies zeigt aber auch, dass *-i*-Bildungen durchaus weiter als das genannte Gebiet („Berner Oberland, die Innerschweiz, Freiburg, das Wallis und Luzern“) verbreitet sind.

Eine Sonderstellung zwischen Diminutiven (mit Genuswechsel und Umlaut) stellen der Diminution nahestehende evaluative Bildungen dar. Solche gibt es nach Dammel (2021) im Alemannischen in allen Genera. Mit der kollektiven und pejorativen Nebensemantik von Diminution fungieren zum einen generische Maskulina auf *-i*, die ein „breites Spektrum menschlicher Stereotype“ anzeigen, z.B. *Dümi* ‘Dummerjan’, *Schwafl i* ‘Schwätzer’ (Dammel 2021, 167). Im Unterschied zur Diminution löst dieses *-i*-Suffix am maskulinen Substantiv keinen Genuswechsel aus (Baumgartner & Christen 2017, 119) aber z.T. Umlaut.²² Solch evaluative Maskulina finden sich, wie in (5) zu sehen, auch in einigen Übersetzungen bei Stalder, jedoch ohne besondere geographische Verankerung.

²² Die Schwankungen beim Umlaut von Maskulina auf *-i* erklärt Lüssy (1974: 189–92) funktional mit der Unterscheidung zweier Diminutivgrade: Neben der „einfachen“, „neutralen“ Diminution mit Umlaut treten „gefühlsbetonte Diminutive“, d.h. „kosende und kindersprachliche“ ohne Umlaut auf (Lüssy 1974: 172–73). So entspräche etwa die umlautlose Form *Atti* ‘Vati’, die in den Übersetzungen bei Stalder (1819) nicht belegt ist, einer gefühlsbetonten Diminution und *Ätti* ‘Vater’, wie es bei Stalder (1819) neun Übersetzungen mit Umlaut verwenden, stellt eine eher neutrale Form der Verwandtschaftsbezeichnung dar (vgl. Baumgartner & Christen 2017: 119). Insbesondere bei Eigennamen und Verwandtschaftsbezeichnungen im Dativ und Akkusativ besteht die Möglichkeit, dass *-i* ein Überbleibsel der Eigennamenflexion auf *-in* darstellt (Schäfer 2021: 236).

- (5) a. *Kärli* ‘Kerl’ (Freiamt, Stalder 1819, 333)
 b. *Lumpenkärli* ‘Lumpenkerl’ (Ober-Toggenburg, Stalder 1819, 316)
 c. *Schwîneportschi* ‘Schweinehirt’ (Freiburger Unterland, Stalder 1819, 304)

Die Stalder-Daten geben also Hinweise dafür, dass zum einen die alemannischen Dialekte der Schweiz einen phonotaktischen Hang zu zweisilbigen Trochäen auf *-i* haben, der sich ganz besonders in der Zentralschweiz zeigt. Diminution entspricht zum einen dieser optimalen Zielstruktur und ist somit eine einfache Strategie, diese zu erreichen. Die Frage ist hier, wie stark Diminution dabei semantisch entleert ist und nur noch als phonotaktisches Mittel fungiert. Zum anderen könnte Diminution im Alemannischen aber auch schlicht durch die hohe Frequenz zweisilbiger Trochäen auf *-i* geprimt werden. Ein wichtiger Aspekt der Interaktion von *-i*-Auslauten und Diminution ist hier auch die Fremd- und Selbstwahrnehmung: Wie viele Substantive auf *-(l)i* werden als Diminutive generalisiert und speisen das Stereotyp der stark diminuierenden schweizerdeutschen Dialekte? Entsprechende laienlinguistische Äußerungen, die für eine Vermengung von Diminutiven und Generika sprechen, finden sich verschiedentlich, z.B. in einem Brief des Kielers Christian Hirschfeld (vgl. Trümper 1955: 20, 42, 267):

Die Diminutiva sind den Schweizern insonderheit werth; man hört sie überall, [...] aber sie werden mehr anstat der gewöhnlichen männlichen [sic] Wörter, als aus Spott oder Zärtlichkeit und Delicatesse gebraucht (Christian C.L. Hirschfeld, 1776 „Briefe, die Schweiz betreffend“).

Diesen perzeptionslinguistischen Aspekt nehme ich unter ›Soziolinguistische Faktoren‹ wieder auf.

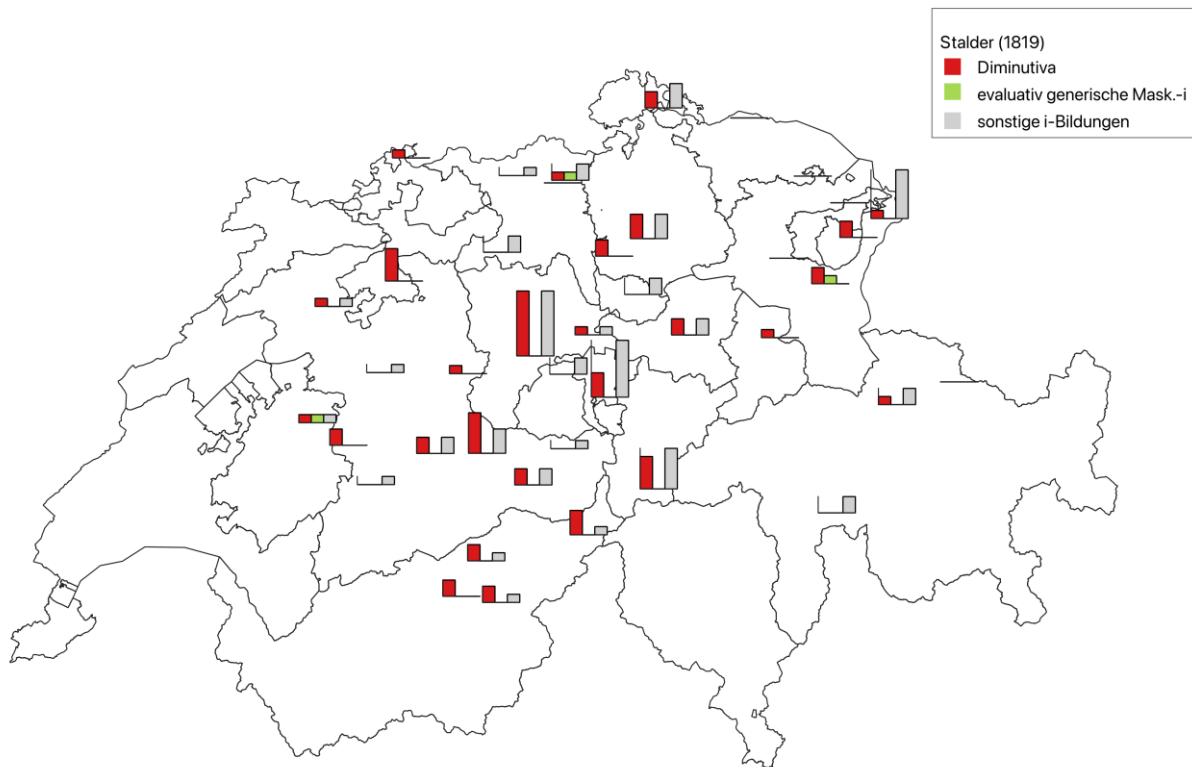


Abb. 3: Freie Diminution und Nomina auf -i in Lk 15,11–32 (Stalder 1819)

2.1.4 Morphologische Faktoren

Wie bereits erwähnt liegt in den Übersetzungen des Gleichnisses ausschließlich Diminution an Substantiven vor. Ebenfalls wurde bereits darauf hingewiesen, dass es im biblischen Text eine Reihe hochbelebter Substantive im Plural gibt (wie ‘Schweine (PL)’, ‘Knechte (PL)’ oder ‘Freunde (PL)’), die nicht diminuiert werden. Da nun aber die alemannischen Dialekte Stalders keine Hinweise auf eine durch Belebtheit beförderte Diminution aufweisen, bleibt zu fragen, ob die nicht durchgeführte Diminution semantische oder morphologische (insbes. Numerus) Gründe hat. Insgesamt sind Plurale relativ selten, in nur drei Übersetzungen (Habkern, Ursern und Schwyz) diminuierten ‘Sachen (PL)’ und ‘Mittel (PL)’. Es erfolgt also gerade einmal 5% der freien Diminution im Plural. Allerdings ist mit Bezug auf die Gesamtmenge der potenziellen Plurale im biblischen Textabschnitt die seltene Diminution von Pluralen auf das Gesamtvorkommen von Pluralsubstantiven zurückzuführen. An der exemplarischen Auszählung der Substantivbelege in der Übersetzung von Schwyz (Stalder 1819, 295–96), wo zwei Plurale diminuiert werden, zeigt sich sogar, dass Plurale gemessen an der Gesamtmenge von Singularen (63) und Pluralen (13) verhältnismäßig oft diminuiert werden (siehe Tab. 4). Doch die Datenmenge ist zu gering, um

valide Aussagen über eine numerusbedingte Diminution zu treffen. Auch muss berücksichtigt werden, dass die Übersetzungen eine von der Vorlage gesetzte Anzahl an Plural- und Singularformen bereithalten. Aussagekräftiger wären hier Daten freier, natürlicher Sprache und wie häufig darin Plurale/Singulare bzw. Diminutive auftreten.

Tab. 4: Exemplarische Auswertung zur Numerusverteilung (Substantive) in der Übersetzung von Schwyz (Stalder 1819, 295–96)

	Gesamt	davon Diminution
Sg.	62	1
Pl.	11	2

Mit Blick auf das grammatische Geschlecht zeigen die Diminutive bei Stalder eine ausgewogene Verteilung (mask.: 6, fem.: 8, neutr.: 7 Lexeme). Interessant ist hier aber auch die Genusverteilung der Substantive in den einzelnen Übersetzungen. Generell zeigen die drei exemplarisch ausgezählten Orte Habkern (mask.: 29, fem.: 18, neutr.: 17), Entlebuch (mask.: 41, fem.: 10, neutr.: 15) und Schwyz (mask.: 49, fem.: 7, neutr.: 14), dass Maskulina an sich sehr viel häufiger sind als Feminina und Neutra zusammen. Vor dem Hintergrund überrascht es nun doch, dass so selten die Maskulina des Textes – welche insbes. belebte, menschliche Entitäten bezeichnen – diminuiert werden. Im Fall von Entlebuch, wo mit 8 Diminutiven (davon mask.: 0, fem.: 3, neutr.: 5) die höchste Anzahl an freier Diminution vorliegt, sieht man hier eine deutliche Tendenz. Nun lässt sich die Vermutung anstellen, dass Neutra besonders zugänglich zur Diminution sind, da hier der Aufwand des durch die Diminution ausgelösten Genuswechsels nicht betrieben werden muss. Dies erklärt allerdings nicht die Differenz zwischen Feminina und Maskulina.

2.1.5 Soziolinguistische Faktoren

Das generelle Bild der Diminution in den Übersetzungen des biblischen Gleichnisses in Radlof (1817) und Stalder (1819) bestätigt an sich das Stereotyp der stark diminuierenden schweizerdeutschen Dialekte. Auch, wenn das Datenset Radlofs sehr viel kleiner ist als das Stalders, sehen wir doch klare Unterschiede. Es gibt allerdings ein Problem: Kann ausgeschlossen werden, dass die frequente Diminution der Übersetzungen in Stalder (1819) ein Produkt eines Autostereotyps ist?

Dieses Problem wird offensichtlich, wenn man bedenkt, dass Stalder sein eigener Informant für Entlebuch ist, den Ort mit den meisten genannten Diminutivformen. Mit Blick auf die eingangs erwähnte Einschätzung der hohen Diminutiv-Produktivität der „Gebirgsbewohner“ (Stalder 1819, 252) liegt die Vermutung sehr nahe, dass Stalder hier ein Autostereotyp bedient. Trotzdem zeigt der Blick in die anderen Übersetzungen der Zentralschweiz, dass auch diese deutlich mehr Diminution aufweisen als z.B. Übersetzungen der Nord- und Ostschweiz und selbst diese generell deutlich mehr als die Dialektübersetzungen bei Radlof. Vorausgesetzt, dass Stalder nicht auch Übersetzungen der Zentralschweiz in der Endredaktion selbst mit Diminutiven ausgestattet hat, lässt dies folgenden vorsichtigen Schluss zu: Schweizer tun sich leichter, in den vorliegenden Dialektübersetzungen vermeintlich emotive Strukturen unterzubringen, als Dialektsprecher außerhalb der Eidgenossenschaft.

Mit Blick auf die diminuierten Lexeme wäre es m.E. allerdings falsch, hier von emotiven Diminutiven zu sprechen. Entweder sind die schweizerdeutschen Belege für Diminutive ein Produkt von Autostereotypen und bedienen damit ein bereits im 19. Jahrhundert weit verbreitetes Klischee einer übermäßigen Diminution der alemannischen Dialekte (vgl. Schäfer im Ersch.)(,) oder aber die Dialekte der Zentralschweiz verfügen – wie manche bairische Dialekte – über unechte Diminutiva, die weniger semantisch als vielmehr phonotaktisch bedingt sind. Die hohe Frequenz der Diminutive in den schweizerdeutschen Übersetzungen des Gleichnisses vom verlorenen Sohn im Vergleich zu denen anderer deutscher Dialekte in Radlof (1817) ist also m.E. durch zwei Hauptfaktoren bedingt: 1. die phonotaktische Zielstruktur des zweisilbigen Trochäus auf -i und 2. das Autostereotyp der hochfrequenten Diminution in den Dialekten. Da Dialekt in der Schweiz als etwas Positives konnotiert ist, ließe sich sagen, dass hier Autostereotype auch eine Katalysatorfunktion auf die Ausdehnung systemischer Tendenzen (wie die Präferenz für zweisilbige Trochäen) haben.

Wie bereits ausgeführt, kann die Diminution des ‘(Mast)Kalbs’, als Stilisierung zum Lamm Gottes, theologisch motiviert sein. In gewisser Weise ist auch dieses spezielle textuelle Setting der Bibelübersetzung durch v.a. klerikal gebildete Probanden ein soziolinguistischer, v.a. aber auch pragmatischer Einflussfaktor, der Diminution lenkt.

Generell zeigt sich, dass die Daten aus Stalder (1819) nur eine erste allgemeine Tendenz abzeichnen und die Datenmenge keine globalen Aussagen ermöglicht. Dennoch sieht man auch schon hier, dass Diminution mit ganz unterschiedlichen grammatischen und sozio-linguistischen Faktoren interagiert. Als nächstes wird nun das von den absoluten Datensätzen deutlich umfangreichere Korpus der Dialekterhebungen Georg Wenkers und daran anschließenden Erhebungen herangezogen, um statistisch aussagekräftigere Daten zum gesamten Sprachgebiet zu betrachten.

2.2 Diminution in den 40 Wenkersätzen

Ebenfalls das Prinzip der Übersetzungen von einem vorgegebenen Standard in den jeweiligen Ortsdialekt verfolgen die Dialekterhebungen Georg Wenkers und die daran anschließenden Erhebungen zwischen 1887 und 1943 (zu den verschiedenen Erhebungszyklen der Erhebungen siehe Fleischer 2017). Adressaten der Erhebung waren Lehrer, die(,) entweder alleine oder unter Zuhilfenahme lokaler Informant:innen(,) vorgegebene, sich nicht aufeinander beziehende Sätze in den Dialekt des jeweiligen Schulorts übersetzen sollten. Der Vorteil dieses Vorgehens ist eine großflächige und vollständige Abdeckung von Dialekten an Schulorten des damaligen deutschen Sprachgebiets (ca. 50.000 Fragebögen). Entsprechend bieten sich diese Daten für geolinguistische Verfahren an und bilden die Grundlage des „Sprachatlas des Deutschen Reichs“. Für die vorliegende Analyse war es mir möglich, ein geographisch sinnvoll gekürztes Sample²³ von 2.032 Fragebögen auszuwerten, die im Rahmen des Projekts „Morphosyntaktische Auswertung von Wenkersätzen“ transliteriert wurden (vgl. Fleischer 2017).

Diese Auswahl bezieht sich zunächst in Abschnitt 2.2.1 auf ein Sample von 2.230 Fragebögen, die Übersetzungen in eine germanische Varietät darstellen. Dies ermöglicht einen mikrotypologischen Blick auf die generelle Möglichkeit zur Diminution und deren Frequenz. Ab Abschnitt 2.2.2 werden 2.232 Übersetzungen in ausschließlich hoch- und niederdeutsche Dialekte untersucht. Diese Einschränkung ist dem Umstand geschuldet, dass eine Detailuntersuchung der verschiedenen interagierenden Faktoren im vorliegenden Rahmen nur auf eine Auswahl von Systemen erbracht werden kann. Besonders die

²³ Bei der Kürzung wurde ein Quadrantennetz über das Sprachgebiet gelegt und der jeweils zentralste Ort eines Quadranten in das Sample aufgenommen (vgl. Fleischer 2017).

niederländischen Dialekte bedürfen einer eigenen eingehenden Untersuchung, die an dieser Stelle aus Platzgründen nicht erfolgen kann.

2.2.1 Vorgegebene Kontexte von Diminution

Die 40 zu übersetzenden Sätze der Wenkererhebungen (1887–1943) beinhalten in der Vorlage acht Diminutive (eines davon erstarrt), welche, wie in Tabelle 5 aufgeführt, sowohl Singular- als auch Pluralbildungen aufweisen. Georg Wenker muss ein besonderes Interesse an Diminution verfolgt haben, anders ist die große Präsenz von Diminutiven in den Wenkersätzen (WS) nicht zu erklären. Dieser Umstand zeigt um ein weiteres, wie auch die Dialektologie von der Salienz der Diminution beeinflusst wurde. Die Diminution ist eine der wenigen morphologischen Strukturen in den Wenkersätzen, die bereits von Wrede (1908) eingängig untersucht wurde, wobei sich dieser besonders auf die Form der Suffixe in der dialektalen Variation beschränkt. Trotz der relativ vielen vorgegebenen Diminutive der Wenkersätze stellt Wrede (1908: 78) – wie bereits oben zitiert – fest, dass „die Auswahl nicht genügen [kann], um alle Eigenheiten deutscher Diminutivbildung im gesamten Sprachgebiet zu erkunden“. Als Ursache für die Schwankungen von Diminutivierungen nennt er die Wahl der diminuierten Substantive. Die Lexeme ‘Augenblickchen’ (WS 27) und ‘Mäuerchen’ (WS 36) sind nach Wrede (1908: 79) nicht gleichermaßen dialektal integriert und daher so selten diminuiert.

Tab. 5: Diminutive im Wenkermaterial

WS 26	Hinter unserm Hause stehen drei schöne Apfelbäumchen _{Dim. Pl.} mit rothen Äpfelchen _{Dim. Pl.}
WS 27	Könnt ihr nicht noch ein Augenblickchen _{Dim. Sg.} auf uns warten, dann gehn wir mit euch.
WS 31	Ich verstehe euch nicht, ihr müßt ein bißchen _{Dim. Adj. Sg.} lauter sprechen.
WS 32	Habt ihr kein Stückchen _{Dim. Sg.} weiße Seife für mich auf meinem Tische gefunden?
WS 36	Was sitzen da für Vögelchen _{Dim. Pl.} oben auf dem Mäuerchen _{Dim. Sg.?}
WS 37	Die Bauern hatten fünf Ochsen und neun Kühe und zwölf Schäfchen _{Dim. Pl.} vor das Dorf gebracht, die wollten sie verkaufen.

Tatsächlich steht im Sample der 2.230 Fragebögen an der Position der vorgegebenen sieben²⁴ substantivischen Diminutive in nur 66% der Übersetzungen ein diminuiertes

²⁴ Ausgenommen wurde das nicht mehr transparente *bisschen* in WS 31.

Äquivalent. Interessanterweise kommt auch Korecky-Kröll (2022: 58) bei Neuerhebungen der Wenkersätze mit Sprecher:innen des Gegenwartsdeutschen (in Österreich) auf eine Diminuierungsrate von 67%. Alle sieben Diminutive sind in 493 (22%) der Wenkerbögen (WB) auch in der Übersetzung diminuiert. Wie aus Abbildung 4 ersichtlich, liegt eine S-kurvig²⁵ Verteilung vor. Ausgenommen der Orte, die gar keine Diminutive aufweisen (9%), ist es wahrscheinlicher, dass ein Ort fünf oder mehr Diminutive aufweist als weniger. Wie die Kartierung in Abbildung 6 zeigt, ist die Verteilung der Summe umgesetzter Diminution stark diatopisch bedingt.

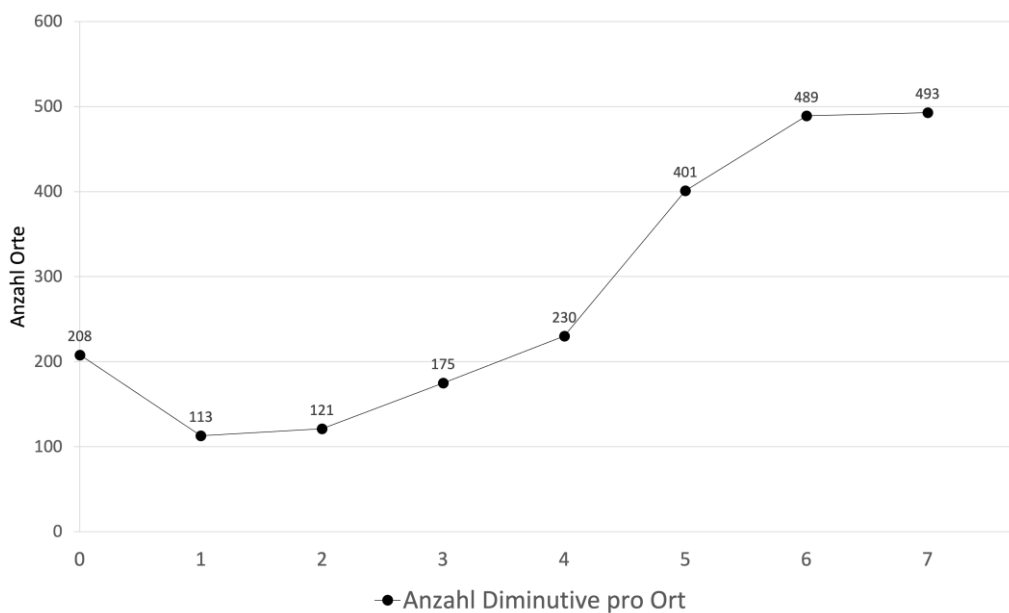


Abb. 4: Anzahl umgesetzte Diminutive pro Wenkerbogen

Gemäß der Darstellung Wredes (1908), ist ‘Augenblickchen’ (WS 27) tatsächlich am seltensten diminuiert (siehe Tab. 5). Vor dem Hintergrund, dass Korecky-Kröll (2022: 73) Priming-Effekte in der Umgebung diminuierter Vorgaben findet, überrascht dies, denn obwohl ‘Augenblickchen’ (WS 27) unmittelbar auf die beiden deutlich häufiger diminuierten Lexeme ‘Apfelbäumchen’ und ‘Äpfelchen’ in WS 26 folgt, hat dies im hier untersuchten Sample keine Beförderung der Diminution von ‘Augenblickchen’ zur Folge. Natürlich sind

²⁵ Die S-Kurve wird seit den 1950ern in Verbindung gebracht mit Sprachwandelprozessen (vgl. Denison 2003; Labov 2010: 65–66). Sie zeigt an, dass eine Ausbreitung einer Variante zuerst langsam einsetzt, sich dann beschleunigt und zum Schluss wieder ausgebremst wird. Für die vorliegenden Diminutivbelege heißt dies zunächst einfach, dass es viele Orte gibt, die viel diminuierten und viele, die wenig/nicht diminuierten. Interessant ist, dass es einen rasanten Anstieg an Diminution ab 4 Diminutive gibt (Kipppunkt); d.h. mehr Orte diminuierten entweder mehr als 5 oder weniger als 5 Lexeme.

die Daten von Korecky-Kröll (2022) als mündliche Daten auf Basis von Audiostimuli nicht eins-zu-eins mit den rein schriftlich stattfindenden Wenkererhebungen vergleichbar. Dennoch: Priming spielt in der Mündlichkeit wie in der Schriftlichkeit gleichermaßen eine Rolle, zumal wenn in der schriftlichen Vorlage ein Diminutivum steht, dieses bei der schriftlichen Befragung eigentlich deutlich häufiger werden sollte als in der rein mündlichen Befragung.

Um auf die Erklärung Wredes (1908) zurückzukommen, dass die Integriertheit der Lexeme in den Dialekt einen Einfluss auf die Diminution hat, ist zunächst die Feststellung interessant, dass im 2.230er Sample in 2.040 Wenkerbögen das Lexem der Vorgabe (‘Augenblick(chen)’) gesetzt wurde. In 190 Fällen steht eine Variante von ‘bisschen’²⁶, die insbesondere von Informant:innen aus dem Mittel- und Südbairischen (besonders aus dem Bundesland Salzburg Land) gewählt wurde. Andere, ggf. dialektal verankerte Lexeme hätten also als Ausweichstrategie gewählt werden können, was aber in den seltensten Fällen passiert ist. Es ist rückblickend nicht möglich, herauszufinden, wie stark dieses Lexem in die einzelnen dialektalen Systeme integriert war. Was wir aber sehen können, ist, dass entgegen Wredes Feststellung, dass ‘Mäuerchen’ (WS 36) selten diminuiert und dialektal nicht integriert ist, der Kontext von WS 36 im vorliegenden Sample tatsächlich zu den beiden am meisten diminuierten Lexemen gehört (vgl. Abb. 5). Darüber hinaus ist in den analysierten Daten kein einziger Beleg für die Wahl eines anderen Lexems als ‘Mauer’ zu finden. Dies widerspricht an sich noch nicht Wredes Überlegungen zur Integriertheit, zeigt aber, dass die Schwankungen, die offensichtlich existieren, vermutlich komplexere Faktoren als Ursache haben, als Wredes monokausale Idee der Integriertheit.

²⁶ Davon elf Belege ohne Diminution, z.B. *a boiss* ‘eine Weile/ein bisschen’ (WB 42132, Ramsau). In nur drei Bögen findet sich im bairischen Raum *a weng* ‘ein bisschen’.

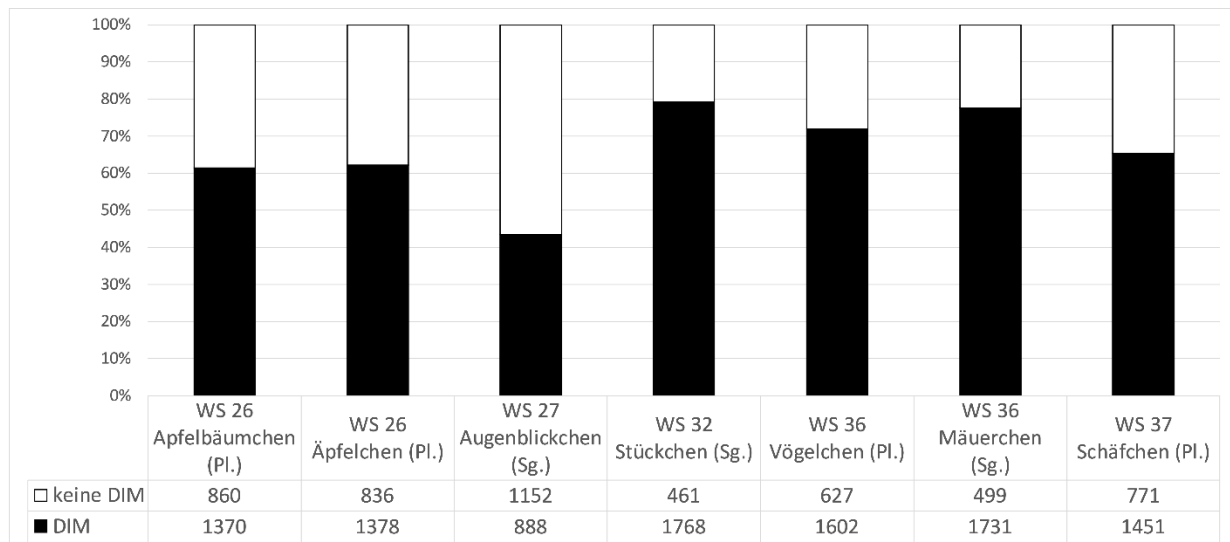


Abb. 5: Umsetzung vorgegebener Diminution der Wenkersätze nach Lexemen (Auswahl bezieht sich nur auf die germanischen Dialekte. In den flämischen Vorlagen sind nur 6 Diminutive vorgegeben)

Die Häufigkeit, mit der diese vorgegebenen Diminutive in Übersetzungen diminuiert werden, hat eine klare diatopische Dimension: Wie in der Kartierung der Gesamtbelege für Diminution in den sieben Kontexten vorgegebener Diminution in Abbildung 6 zu sehen ist, haben wir im Nord-Niederdeutschen ein klares Fehlen der Kategorie Diminution. Außerdem sehen wir, dass die Diminution (nahezu) aller Kontexte in großen Teilen Westmittel- und Südwestdeutschlands sowie im Niederländischen, Westfälischen, Niederpreussischen und dem Hochalemannischen der Zentralschweiz umgesetzt wurde. Vor diesem Hintergrund lassen sich bereits die Ergebnisse zur Diminution in Radlof (1817) und Stalder (1819) insofern bestätigen, als sich die Dialekte der Zentralschweiz wiederholt als relativ diminutivaffin darstellen, allerdings nicht die einzigen kontinentalwestgermanischen Varietäten mit einem stabilen Diminutionssystem sind.

Die Einzelkartierungen der sieben Kontexte in Abbildung 7 zeigen, dass auch die diatopischen Schwankungen klar lexemgebunden sind. Größere Lücken gibt es vor allem in mittelbairischen (und südöstlichen südbairischen) Dialekten. Diese Lücken überraschen besonders vor dem Hintergrund, dass gerade im Bairischen Diminutive als phonotaktisch attraktive Zielstruktur zu erwarten wären (vgl. Weiß 2005). Mit Blick auf die ›freien‹ Diminutive im Wenkermaterial in Abschnitt 2.2.2 werden diese mittelbairischen Dialekte, die die Vorlage nicht diminuierten, noch kurioser.

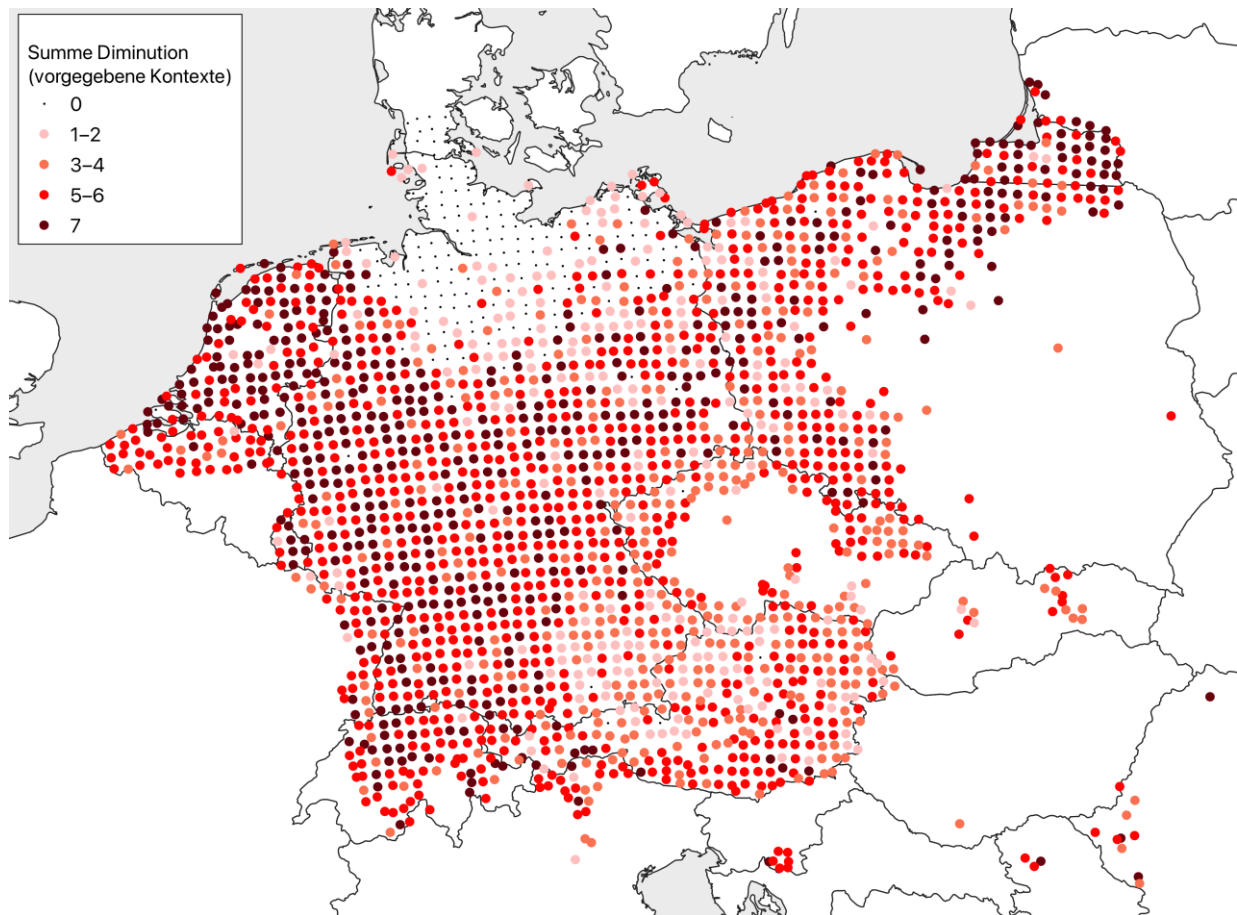


Abb. 6: Summe Umsetzung vorgegebener Diminution der Wenkersätze (Auswahl bezieht sich nur auf die germanischen Dialekte. In den flämischen Vorlagen sind nur 6 Diminutive vorgegeben)

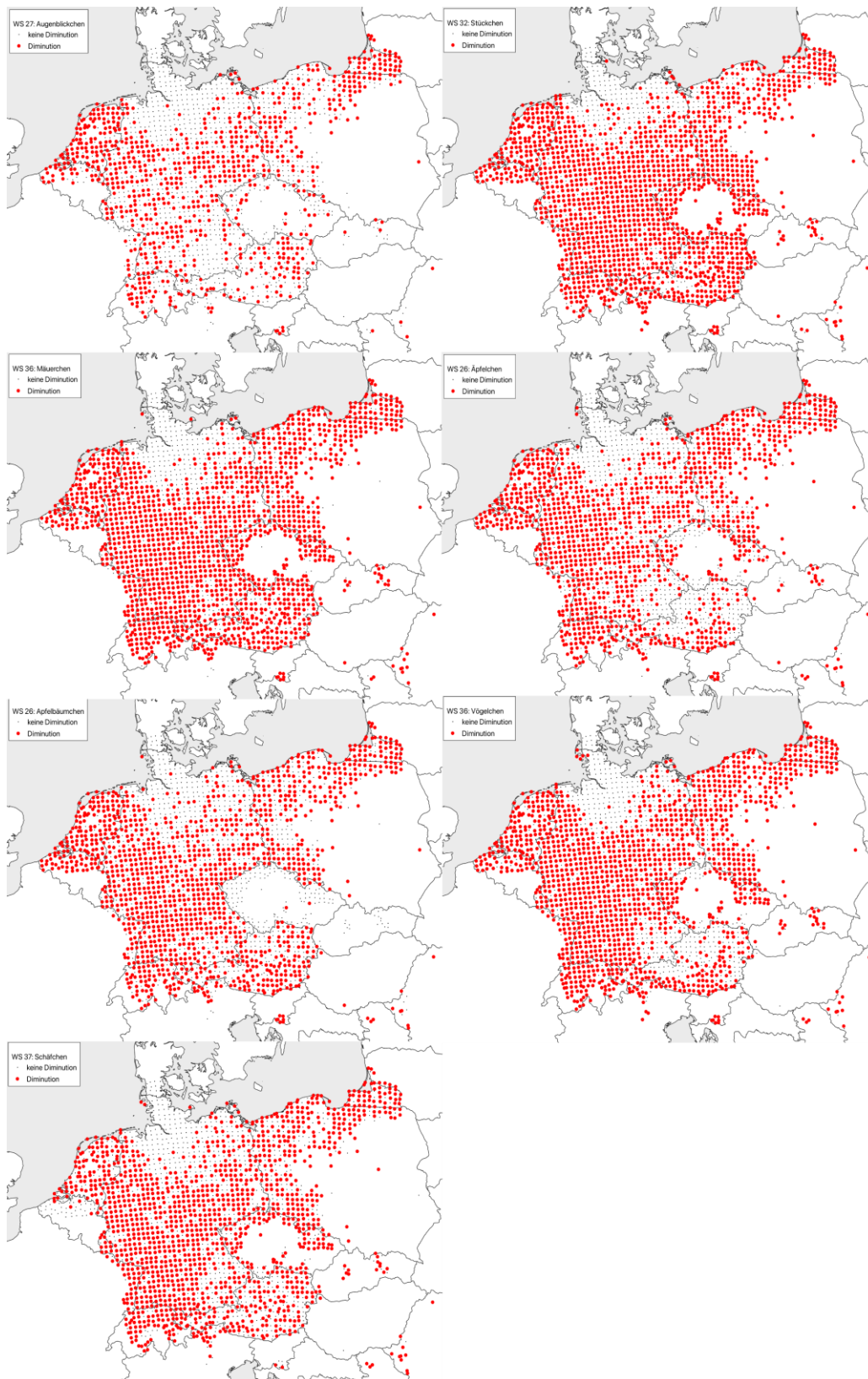


Abb. 7: Umsetzung vorgegebener Diminution in den sieben einzelnen Kontexten (Auswahl bezieht sich nur auf die germanischen Dialekte. In den flämischen Vorlagen sind nur 6 Diminutive vorgegeben)

2.2.2 Freie Kontexte von Diminution

In der Vorlage des Wenkerformulars gibt es 60 substantivische Simplizia, wobei individuelles Antwortverhalten (z.B. durch Nominalisierungen) auch vereinzelt zu Abweichungen führt. Insgesamt finden sich in nur 95 (4%) Wenkerbögen des 2.232er Samples klar als Diminution identifizierbare Strukturen abseits der vorgegebenen diminuierten Übersetzungskontexte.²⁷ Damit sind die Belege für freie Diminution so gering, dass sie nur qualitative Aussagen zulassen und keine validen quantitativen Analysen erlauben.

Fälle von freier Diminution treten besonders im Oberdeutschen auf, wie in Abbildung 8 zu sehen ist. Abgesehen von einzelnen Hotspots im Schweizer Alemannischen sind freie Diminutive vor allem im Gebiet der Ersten Republik Österreich zu finden.

Was die diminuierten Lexeme angeht, so liefern die Daten hier ein eher zufälliges Bild (siehe Abb. 12). Ein Priming-Effekt von vorgegebenen Diminutiven auf nachfolgende Substantive, wie ihn Korecky-Kröll (2022: 73) findet, ist offensichtlich nicht festzustellen.

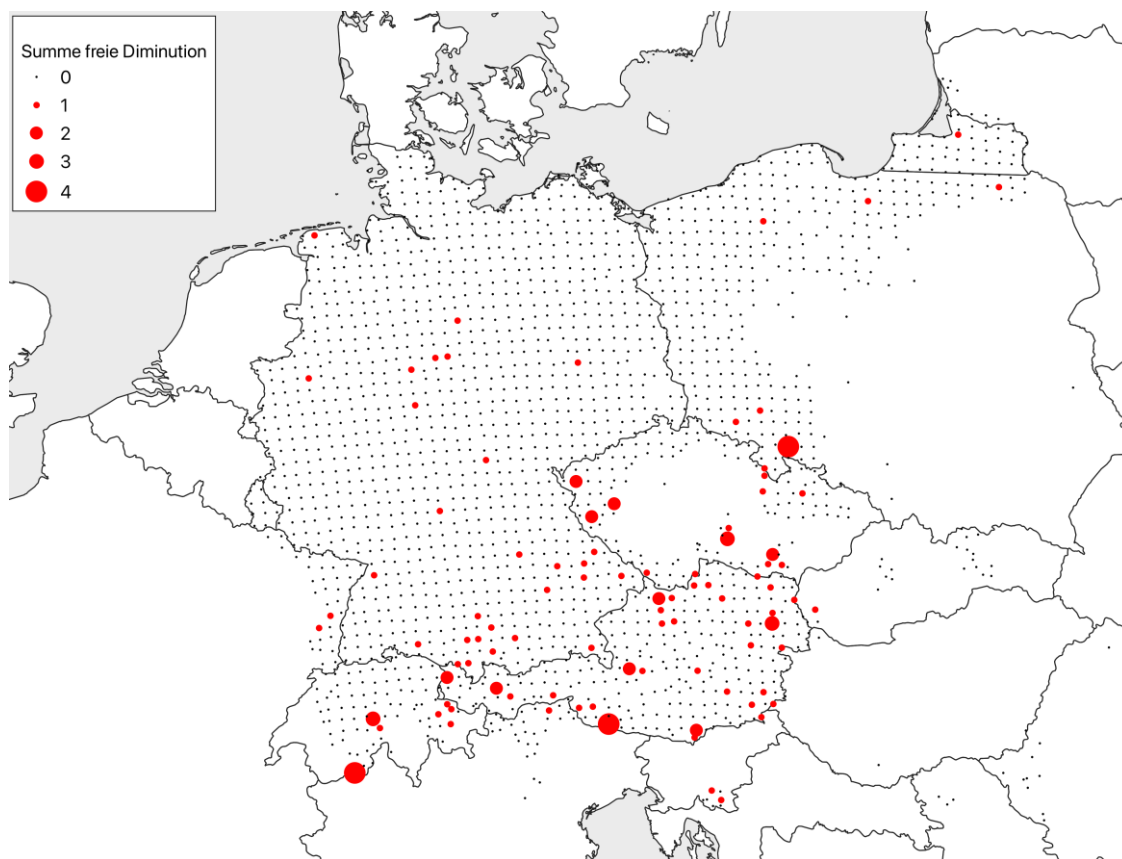


Abb. 8: Summe freier Diminution in den 40 Wenkersätzen

²⁷ Korecky-Kröll (2022: 42) kommt bei Ihrer Erhebung der Wenkersätze in Österreich auf 9% „Diminutivhinzu-fügung“; sie unterscheidet allerdings nicht zwischen freier und unechter Diminution.

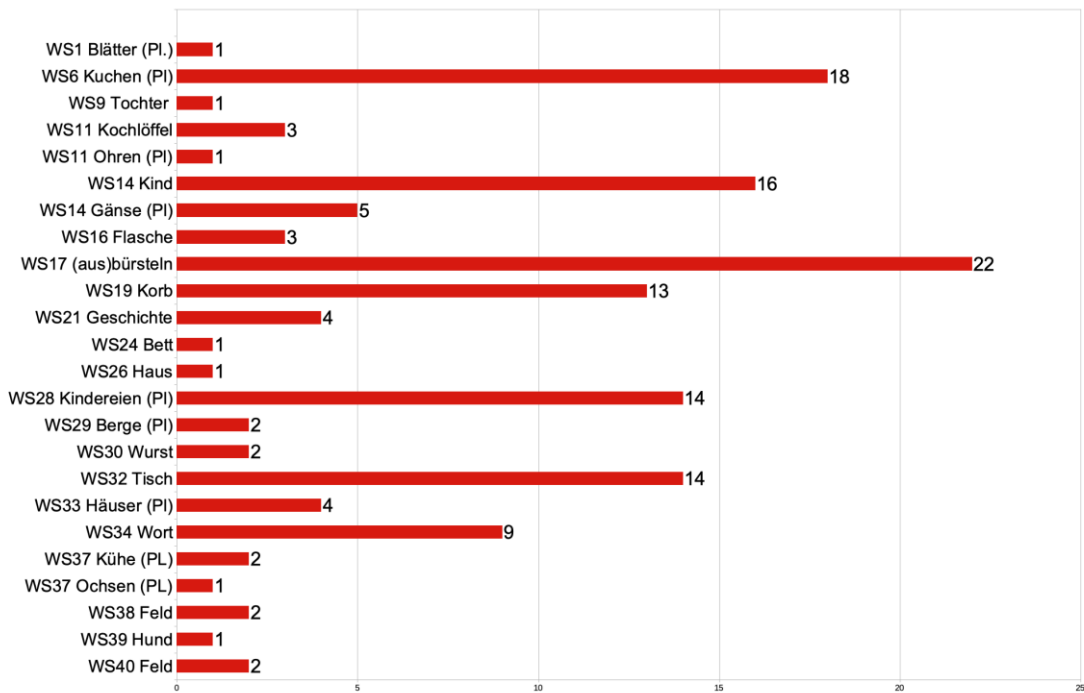


Abb. 9: Freie Diminution in den 40 Wenkersätzen

Neben 23 Substantiven tritt auch in 22 Übersetzungen erstmals eine verbale Diminution in Wenkersatz 17 auf. Die letzte Phrase der Vorgabe („mit der Bürste rein machen“) wird in einer Reihe bairischer Dialekte (vgl. Abb. 10) als ‘(aus)bürsteln’ übersetzt. Hier ist ad hoc nicht zu entscheiden, wie transparent den Sprecher:innen die Diminution tatsächlich ist. Und generell ist die getroffene Unterscheidung zwischen freier und unechter Diminution nur unter Vorbehalt entschieden worden, da nicht immer bekannt ist, ob es im jeweiligen System ein Simplex zur fragwürdigen Form gibt oder nicht. Besonders im Plural können Umlaut und Genus oft leider nicht dabei helfen, Diminution zu identifizieren.

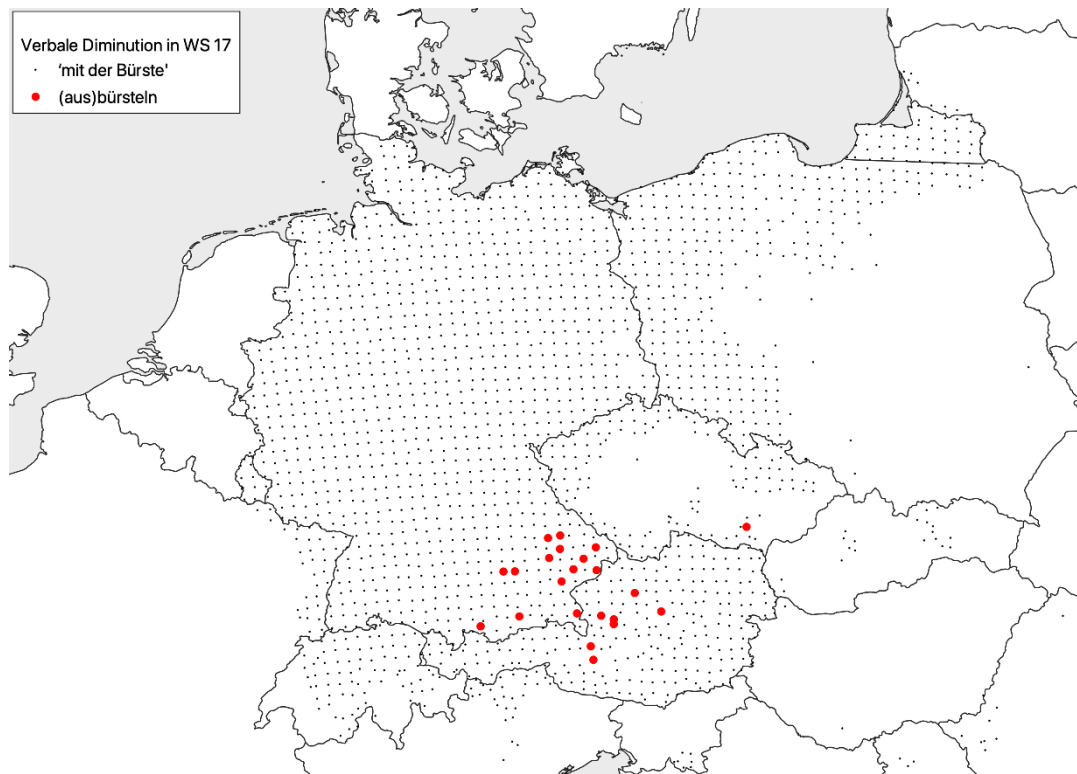


Abb. 10: Verbale Diminution in Wenkersatz 17

2.2.3 Unechte Diminution

Einige Kontexte der Vorlage liefern bereits unechte standarddeutsche Diminutive ohne undiminuierte Basis wie *Mädchen*, *Kochlöffel* oder *Schädel* (6a), die aber nicht näher in die Auswertung eingeflossen sind. Als unechte Diminutive wurden in erster Linie Strukturen ohne standarddeutsche Formentsprechung gewertet, die zwar im Wortauslaut der in der jeweiligen Region üblichen Diminutivform gleichen, dabei aber weder Umlaut (nicht obligatorisch) noch Genuswechsel (obligatorisch sofern identifizierbar) aufweisen (6b–c) und zu denen in den Dialektwörterbüchern keine Basen genannt sind (z.B. *Ohawaschl(n)* ‘Ohren’ **Ohawasch*). Vor allem im Bairischen wurden zweisilbige Trochäen auf *-l*, sofern kein Genuswechsel erkennbar ist, als unechte Diminutive gewertet. Trotzdem können Diminutive erstarren und die Simplexform verdrängen. Eine Möglichkeit ist, dass dies auch in einigen vorliegenden Fällen passiert ist, so zum Beispiel am Lexem ‘Korb’, das in elf bairischen Wenkerbögen als umgelautetes Neutrum wie in (6d) erscheint. Da in diesen einzelnen Fällen nicht entschieden werden kann, ob ein Simplex *Korb* eigentlich am Ort existiert oder durch das phonotaktisch bevorzugte Diminutivum ersetzt wurde, wurden diese elf Fälle als echte Diminutive gewertet, da Umlaut und Genuswechsel vorliegen.

- (6) a. *I hau dar glei 'n Kochlöffl um an Schedl, du Aff!* (WB 20058, Lassing)
 'Ich hau dir gleich den Kochlöffel um den Schädel, du Affe!'
 Vorgabe: 'Ich schlage Dich gleich mit dem Kochlöffel um die Ohren, Du Affe!'
- b. *In Winta floign de truckan Blaln in da Luft umanaund.* (WB 18218, Langschwarza)
 Vorlage: 'Im Winter fliegen die trocknen Blätter durch die [südt. Erhebung: in der] Luft herum.'
- c. *S'Feuer war z'hoaß, die Bochtl sen intersich schwoschz añbrennt.* (WB 43391, Assach)
 'Das Feuer war zu heiß, die Buchteln [< tschech. *buchta*, slowak. *buchty*] sind unters(ich) schwarz angebrannt'
 Vorgabe: 'Das Feuer war zu heiß [süddt. Erhebung: stark], die Kuchen sind ja unten ganz schwarz gebrannt.'
- d. *Wehat denn s'Kerbl mit'n fleisch gstohln?* (WB 19011, Sipbachzell)
 'Wer hat denn das Körbel mit dem Fleisch gestohlen?'
 Vorgabe: 'Wer hat mir meinen Korb mit Fleisch gestohlen?'

Eindeutige Fälle unechter Diminution finden sich im Sample deutlich häufiger als freie Diminution, was einleuchtet, da ihre Ursache ein phonotaktisches Prinzip ist und keine spontane Derivation wie im Fall freier Diminution. Wie die Kartierung in Abbildung 11 zeigt, hat unechte Diminution eine klare diatopische Verankerung im Osten Österreichs, Niederbayerns und Nordböhmens. Von fünf Lexemen, die eindeutig Simplizia und keine Diminutive darstellen, sind es v.a. die Lexeme 'Blätter' (bair. *Bladl(n)*) und 'Ohren' (bair. *Ohawaschl*), die als unechte Diminutive analysiert wurden (vgl. Abb. 2.12).²⁸ Während ich diese beiden Fälle als klare unechte Diminutivformen ansehe, gibt es zwei Lexeme, bei denen die Analyse als unechte Diminutive ggf. nicht korrekt ist. Ein Blick ins System der einzelnen Ortsdialekte ist vor allem hinsichtlich der Belege für *Kindl* 'Kind(chen)' (7a) und *Gartl* 'Garten(chen)' (7b) nötig. Aus pragmatischen Gründen würde eine Diminution von 'Garten' in WS33 zu einer schiefen Lesart führen. Eine unechte Diminution in den 4 Belegen für *Kindl* anzunehmen, ist vor allem durch den Umstand motiviert, dass diese in einem Gebiet auftreten, das sonst das Konsonantencluster /nd/ durch Tilgung auflöst (*Kin*), also eine Tendenz zur Silbenoptimierung an diesem Lexem vorliegt. Außerdem könnte *Kindl* hier analog zu *Dirndl* 'Mädchen' ein erstarrter Diminutiv sein.

- (7) a. *Mei liabs Kindl bleib dâ unt'n steahn, [...]* (WB 44056, Steuerberg)
 Vorgabe: 'Mein liebes Kind bleib da unten stehen [...]'

²⁸ Korecky-Kröll (2022: 62) zählt -l-Formen dieser beiden Lexeme als Diminutivhinzufügungen.

- b. *Sei Bruada wil sie zwoa schene neie Haisa in enkern Gartl bau'n.* (WB 39667, Unterschleissheim)

Vorlage: 'Sein Bruder will sich zwei schöne neue Häuser in eurem Garten bauen'

Der von Korecky-Kröll (2022: 73) identifizierte Effekt, dass in der Nähe Wiens „Diminutive aus pragmatischen Gründen offensichtlich besonders wenig beliebt sind“, lässt sich für die Daten der Wenker-Erhebung Österreichs aus den 1920er Jahren nicht bestätigen, wobei unklar ist, was die „pragmatischen Gründe“ sind, die gerade im näheren Umfeld Wiens Diminution zur „unbeliebten“ Struktur machen.

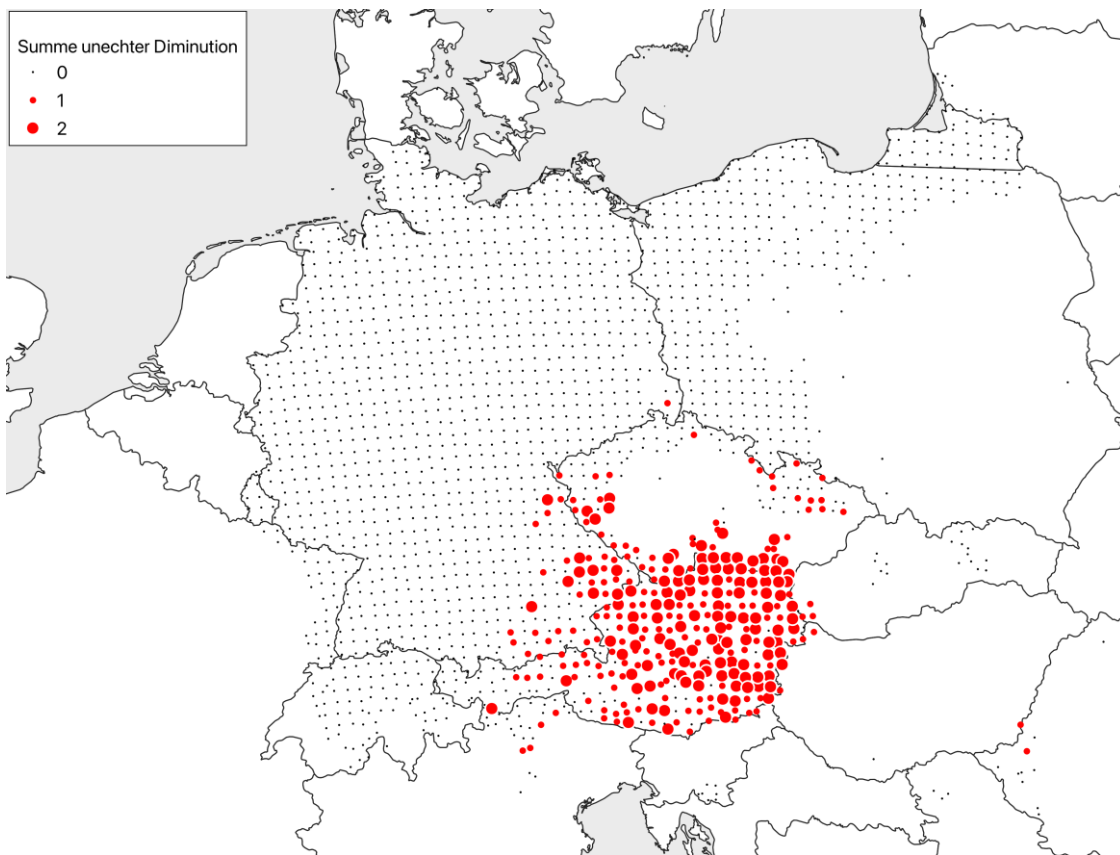


Abb. 11: Summe „unechter“ Diminution in den 40 Wenkersätzen

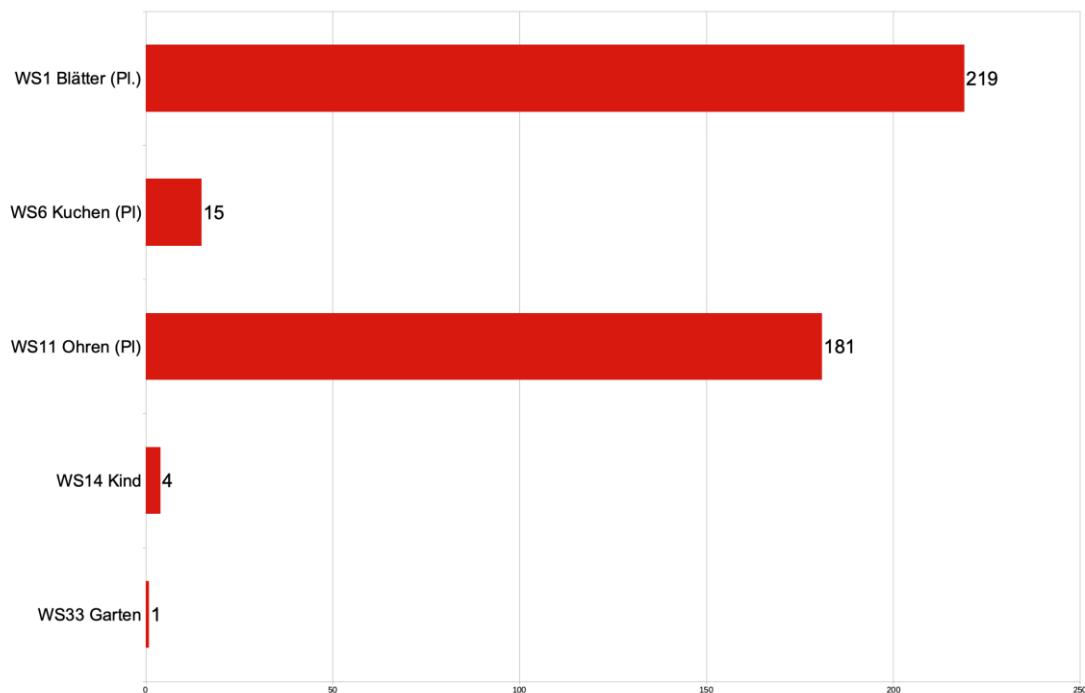


Abb. 12: Freie Diminution in den 40 Wenkersätzen

2.2.4 Zwischenstand: vorgegebene, freie und unechte Diminution

Insgesamt präsentieren sich vor allem die bairischen Dialekte als besonders interessant, da hier, was sowohl vorgegebene, freie und unechte Diminution betrifft, die größten Schwankungen bestehen. Vor allem in Oberbayern finden sich vergleichsweise wenig Belege für Strukturen aller drei Typen. Aber auch in den angrenzenden Dialekten Niederbayerns und des Salzburger Lands ist man abgesehen von der Verwendung unechter Diminutive nicht dermaßen diminutivaffin, wie man – schenkt man dem Stereotyp von den stark diminuierenden oberdeutschen Dialekten Glauben – erwarten würde. Die Frage ist nun, ob diese Diminutivarmut der mittelbairischen Dialekte strukturell ist oder ein Artefakt der Erhebungssituation darstellt.

Das Sample zeigt, dass Fälle unechter und freier Diminution im Wenkermaterial sehr selten auftreten und zugleich haben nur wenig Übersetzungen alle Diminutive der Vorlage auch umgesetzt. Im Folgenden gilt es, die identifizierten möglichen Einflussfaktoren, denen die Verwendung von Diminution unterliegt, in den Daten der Wenker-Erhebung zu prüfen.

2.2.5 Semantische Faktoren

Belebtheit ist ein möglicher semantischer Faktor, der in Verdacht steht, Schwankungen im Wenkermaterial hervorrufen zu können. Bei den vorgegebenen Diminutiven finden wir einen Kontrast Animat–Inanimat²⁹ nur bei den zahlreichen Pluralformen (*Vögelchen/Schäfchen* vs. *Äpfelchen/Apfelbäumchen*). Der einfache Chi-Quadrat-Anpassungstest zeigt tatsächlich eine hohe Signifikanz für die Abhängigkeit Belebtheit : Diminution ($p < 0.0001$), allerdings mit einer nur sehr schwachen Effektstärke (Cramér's $V = 0.07$).

Was die freie Diminution betrifft, ist zunächst rein quantitativ festzustellen, dass von den 14 belebten nicht-diminuierten Substantiven der 40 Wenkersätze (z.B. *Pferd, Schwester, Mutter, Bruder, Hund*) nur fünf diminuiert werden. Hier tritt ganz besonders 'Kind' hervor, was in 16 Übersetzungen (v.a. im Ostmitteldeutschen und Schlesischen) diminuiert erscheint. Dennoch sind eher Inanimata als Animata diminuiert.

Ein semantischer Effekt auf die niedrige Diminution von 'Augenblickchen' kann darin gesehen werden, dass hier die Diminution einen Pleonasmus generiert: Der 'Augenblick' ist bereits ein sehr kurzer Zeitabschnitt; diesen nun mittels Diminution noch ein weiteres Mal zu verkleinern, kann für manche Sprecher:innen unnatürlich wirken, wie z.B. *Millimeterchen* 'Millimeter_{DIM}' oder *Föhlchen* 'Fohlen_{DIM}'.

2.2.6 Phonotaktische Faktoren

Ein weiterer Faktor, der besonders die niedrige Frequenz von Diminution am Lexem 'Augenblickchen' beeinflusst haben mag, ist die Wortlänge des Kompositums. Es ist das phonotaktisch komplexeste Lexem unter den vorgegebenen Diminuierungen. Natürlich unterscheiden sich die jeweiligen Dialekte und auch die einzelnen Diminutivsuffixe hinsichtlich der Silbenstruktur der einzelnen Lexeme, aber 'Augenblick(chen)' wird in den wenigsten Fällen nativisiert in den jeweiligen Dialekt übersetzt.

Der Blick auf die einzelnen Kontexte der vorgegebenen Diminutive in Abbildung 7 zeigt, dass eine besonders große Lücke von Diminution bei auf *-l* auslautenden Lexemen 'Äpfelchen' und 'Vögelchen' im Mittelbairischen auftritt. Während andere oberdeutsche

²⁹ Aufgrund der geringen Anzahl und semantischen Breite potenziell diminuierbarer Lexeme beschränke ich mich hier zunächst auf eine rein binäre Skala von Animatheit. Wie bereits mögliche Belebtheitseffekte in den Übersetzungen des biblischen Gleichnisses gezeigt haben, können auch textpragmatische Faktoren Animatheit und damit interagierende Diminution beeinflussen.

Dialekte mit einem *-l*-Diminutivsuffix diesen Konflikt mit auf *-l* auslautenden Basen über einen epenthetischen Vokal (8a) oder auch mittels des im bairischen Raum verbreiteten *-erl*-Suffixes (8b) lösen, verzichten bairische Dialekte hier auf die Diminution (8c–e). Selten wird, wie im südmährischen Ječmeniště (8c), die Diminution dann periphrastisch über ein Adjektiv erbracht. Diese Lücke im bairischen Dialektraum kann also damit erklärt werden, dass eine Reparaturstrategie hier nicht möglich bzw. nicht nötig war, da die optimale phonotaktische Zielstruktur bereits in der Basis vorliegt.

- (8) a. *Was hocke da für Vögeli uf em Müürli obe?* (WB 45692, Süri)
 b. *Wos sitzn do für Vögerl om aff dem Mäuerl?* (WB 35204, Wiefelsdorf)
 c. *Wos sitzn do dö kloan Vogln am Meiarl?* (WB 8272, Gerstenfeld/Ječmeniště)
 d. *Wos hukn do für Vögl auf den Maierl oubn* (WB 46170, Tschöfs/Ceves)
 e. *Hinta unsan Haus steihn drei scheini Opflbamarl mid rodi Äpfl* (WB 43850, Klostermarientenberg)

2.2.7 Morphologische Faktoren

Ein statistisch stabiles Ergebnis von Korecky-Kröll (2022, 73) ist, dass Diminutive „signifikant seltener in Pluralkontexten auf[treten]“. Dies hieße entsprechend der Relevanzhierarchie (Bybee 1985; s.a. Dammel & Gillmann 2014, 188), die auf solche Fälle passgenau ist: Die Markierung von Plural ist wichtiger (relevanter) als Diminution. In den hier untersuchten Wenkermaterialien bestätigt sich dieses Bild. Die Verteilung von $\pm$ Diminution und $\pm$ Plural ist nicht zufällig (Chi-Quadrat-Test: $p=0.0032$, Cramér's $V=0.024$), allerdings kann dieses Ergebnis durch die niedrigen Belege für Diminution an 'Augenblickchen', die ggf. semantisch und silbenstrukturell schwer zugänglich ist, beeinflusst worden sein. Der Effekt wird um einiges stärker ($p<0.0001$, Cramér's $V=0.14$), wenn alle Ergebnisse für Pluraldiminution mit denen für Singulardiminution exklusive 'Augenblickchen' korreliert werden.

Nun haben wir allerdings auch gesehen, dass im Gebiet der *-l*-Diminution der Zusammenstoß mit auf *-l* auslautenden Basen besonders im Mittelbairischen zur Unterdrückung von Diminution führt. Da im Plural nun 'Vögelchen' und 'Äpfelchen' solche Umgebungen liefern, die hier zur Reduzierung von Diminution geführt haben, ist es sinnvoll, auch diese Daten aus dem Verteilungstest herauszunehmen. Entsprechend bleiben drei unbelebte

und ein belebtes Plurallexem: Singular ('Stückchen', 'Mäuerchen') x Plural ('Schäfchen', 'Apfelbäumchen'). Mit diesen Einschränkungen bleibt die Verteilung hochsignifikant ($p < 0.0001$) und die Effektstärke vergrößert sich sogar (Cramér's $V = 0.17$).

2.2.8 Soziolinguistische Faktoren

Als letztes muss diskutiert werden, inwiefern externe Faktoren wie z.B. Dialekt-Stereotype auch auf die Daten der Wenker-Erhebung Einfluss genommen haben. Zunächst einmal dürfen wir feststellen, dass eine übermäßige Produktion von Diminutiven in den schweizerdeutschen Dialekten in den Wenker-Daten nicht zu erkennen ist. Es gibt in der Schweiz zwei Orte (Zermatt WB 46145, Lungern WB 45892), die 3–4 freie Diminutive verwenden, aber selbst diese diminuieren nur 3–5 der vorgegebenen Diminutiva. Bezüglich der Umsetzung der vorgegebenen Diminution halten sich vor allem die Übersetzer:innen aus der Nordwestschweiz besonders an die standarddeutsche Vorlage, womit sie den südwestlichen Abschluss eines großräumigen Gebiets bilden, in dem von den Niederlanden und Ostpreußen bis in den Nordwesten der Schweiz die vorgegebene Diminution robust umgesetzt wird (vgl. Abb. 6). Im Vergleich zu Stalder (1819) ist das also ein ganz anderes und sich deutlich in den übrigen westgermanischen Dialektraum einfügendes Bild, das die alemannischen Dialekte der Schweiz im Wenkermaterial liefern.

Was unterscheidet also die Erhebungssituation der Wenker-Erhebung in der Schweiz von 1933 von der über hundert Jahre zuvor durchgeführten Erhebung Stalders? Abgesehen von der zeitlichen Distanz, in der selbstverständlich auch ein systemischer Wandel stattgefunden haben kann, gibt es zwei Unterschiede, auf die ich kurz eingehen möchte. Zum einen ist ein wichtiger Unterschied der Erhebungsrahmen und wer erhebt: Während Stalder als Pfarrer und Privatperson Freunde und Bekannte anschreibt und damit einen allgemeinen Rahmen von Familiarität und Vertrautheit schafft, ist die Erhebung des Deutschen Sprachatlas in der Schweiz eine Kooperation mit dem Schweizerdeutschen Idiotikon, die über Schulbehörden organisiert an die örtlichen Volksschullehrer:innen herantritt (vgl. Fleischer 2017: 111–16), also eine deutlich offiziellere, eher nicht-familiäre Situation, die in dieser Art auch das Prinzip der übrigen Wenkererhebungen war. Generell liefen die Erhebungen in Österreich stockend und hatten schlechte Rücklaufstatistiken, was u.a. zur Folge hatte, dass Bruno Schweizer 1930 noch in den örtlichen Schulbehörden Werbung

für das Vorhaben machen musste (Fleischer 2017: 96–107; Schallert 2013). Auch in der Schweiz war die Rücklaufquote sehr unterschiedlich und schwankt zwischen 100% im Kanton Aargau und <20% im Kanton Uri (Fleischer 2017: 114). Die eher technische und vom *großen Kanton* Deutschland aus organisierte Erhebung des Deutschen Sprachatlas mag also gerade für die Diminution kein geeignetes Setting geliefert haben. Damit einher geht auch die Überlegung, dass schweizerdeutsche Informant:innen das inzwischen weit verbreitete Stereotyp vom diminuierenden Schweizer nicht bestätigen wollen, da dies gerade als Heterostereotyp auch pejorative Züge annehmen kann:

Das Schweizerdeutsche hat eine Vorliebe für Diminutive. [...] Welche Mentalität hinter diesem Hang zur Verkleinerungsform steht, ist nicht leicht zu sagen. Ist es die Bescheidenheit, das Understatement, das sich der Schweizer zuschreibt [...] Oder entspricht die Sprache der Winzigkeit des Landes (Siebenhaar & Wyler 1997: 29).

Diminution ist eng verknüpft mit Narration, insbesondere mit märchenhaftem Erzählen (vgl. Robinson 2010); möglicherweise um damit Vertrautheit, Nähe und Kindlichkeit/Unschuld zu evozieren. Ein zweiter Unterschied zwischen Stalder und Wenker ist, dass anders als das biblische Gleichnis die Wenkersätze keine Narration oder Identifikation mit den einzelnen, keine zusammenhängende Sinneinheit bildenden Sätzen erlauben. Dies hängt natürlich auch mit der allgemein technischen Anlage der Wenkererhebungen zusammen, die wenig Raum für Kreativität lässt, was in Bezug auf die Grundidee der Befragung kein Nachteil, sondern eher ein Vorteil ist.

Diese technisch ausgerichtet und behördlich organisierte Rahmenbedingung der Erhebung des Deutschen Sprachatlas gilt natürlich grundsätzlich für alle Befragungsrunden der Wenkererhebungen. Am Beispiel der Schweiz und im direkten Vergleich mit Stalder (1819) wird dies im Bereich der Diminution sichtbarer als andernorts. Aber auch die identifizierten Auffälligkeiten in den bairischen Wenkerbögen, können durch solche externen Faktoren des Befragungsrahmens zumindest verstärkt worden sein.

In den Übersetzungen der Wenkersätze frei zu diminuieren heißt, ein Wortbildungsmuster zu verwenden, das zum einen als besonders dialektal wahrgenommen wird und zum anderen gegen die Vorlage geht. Wieso sind solche Fälle von freier Diminution nun besonders im Gebiet der Ersten Republik Österreich zu finden? In den in Österreich (und Liechtenstein) durchgeführten Umfragen gab es in der Arbeitsanweisung vom Sprachatlas die explizite Aufforderung „Wenn das schriftdeutsche Wort nicht mundartüblich ist, gebe

man das entsprechende mundartliche Wort an“ (Fleischer 2017: 100). Dies mag v.a. die Lexik beeinflusst haben, aber möglicherweise auch einen freieren Umgang mit derivativer Variation befördert haben.

Diese Aufforderung der Arbeitsanweisung impliziert aber noch etwas anderes ganz Grundsätzliches, was sich folgendermaßen paraphrasieren lässt: ›Dialekte können ganz anders sein als das Schriftdeutsche‹. Und dies befördert ein (laien)linguistisches Stereotyp von den exotischen Dialekten, die niemand versteht, der nicht vom Ort selbst kommt. Die Markierung des Unikalen des jeweiligen Dialekts kann besonders durch die Abweichung von der standarddeutschen Vorlage erfolgen. Diese Abweichung ist entweder eine Hinzufügung (freie Diminution) oder eine Tilgung (Unterdrückung vorgegebener Diminution) im Bezug zur Vorlage. Ein solches Anti-Verhalten finden wir besonders im bairischen Sprachgebiet. So wird zum Beispiel in (9a) genau das Substantiv diminuiert, welches in der Vorlage nicht diminuiert ist und die Diminutive der Vorlage erscheinen in der Übersetzung als Simplex. Genauso können auch die bairischen Belege für verbale Diminution wie in (9b) ein Produkt solcher Verfahren sein (s.o. Abb. 10). Und auch die Ausweichform *ein bisschen* zu der Vorgabe ‘Augenblickchen’ ist nur im Bairischen (insbes. Salzburger Land) zu finden (s.o.). An dieser Stelle wäre es interessant, einmal rein quantitativ zu prüfen, welche Dialekte insgesamt am meisten von der Vorlage der Wenkersätze abweichen und ob das hier gezeichnete Bild der renitenten bairischen Übersetzer:innen auf Basis der Diminution generalisierbar ist.

- (9) a. *Hinter unsern Häusl san dra Äpfelbaum mid routen Öpfeln* (WB 16470, Ebersfeld/Podlesi)
 ‘Hinter unserem Häuschen sind drei Apfelbäume mit roten Äpfeln’
 Vorlage: ‘Hinter unserm Hause stehen drei schöne Apfelbäumchen mit rothen Aepfeln.’
- b. *Geh mechst nöt so guat sei und deine Schwösta sag’n, sö mecht Gwanda für d Muada firti nah’n und dann ausbürstln* ‘ (WB 19956, Bad Ischl)
 ‘Geh, magst du nicht so gut sein und deiner Schwester sagen, die soll die Kleider für die Mutter fertig nähen und dann ausbürsten’
 Vorlage: ‘Geh, sei so gut und sag Deiner Schwester, sie sollte die Kleider für eure Mutter fertig nähen und mit der Bürste rein machen’

3. Diskussion

Wir haben gesehen, dass sowohl die Übersetzungen des biblischen Gleichnisses als auch die datenmassive Wenker-Erhebung nicht die optimale Quelle dafür sind, wenn man herausfinden möchte, wie Diminution in den einzelnen Dialekten funktioniert, wodurch sie bedingt wird und wie produktiv sie ist. Beide Datensets sind allerdings ideal, wenn es darum geht, herauszufinden, worauf man achten sollte, wenn man Diminution in den einzelnen Dialekten untersuchen möchte. Auch hat damit die vorliegende Untersuchung dazu beigetragen, einzelne, mit Diminution interagierende Faktoren näher zu identifizieren und damit auch den Weg für punktuelle Tiefbohrungen in einzelnen Dialekten bereitet. Ein generelles Problem der bisherigen Behandlung von Diminution im Deutschen ist die Fixierung auf die Formseite und Gebundenheit an singuläre Lexeme. Notwendig wären hier etwa Minimalpaare von Simplex und Diminutivum.

Die vorliegende Untersuchung von Diminution in den zwei Datensets mit Übersetzungsaufgaben hat zeigen können, dass verschiedene Faktoren die freie Verwendung und die Umsetzung vorgegebener Diminutive steuern. Klar identifiziert werden konnte Numerus als morphologische Interaktion, die Derivation unterdrücken kann. Weiterhin spielen phonotaktische Mechanismen der einzelnen Sprachsysteme eine bislang wenig beachtete Rolle. Dies gilt nicht nur systemisch, sondern auch auf einer wahrnehmungsdiakologischen Ebene: Die Unterscheidung zwischen unechter, phonotaktisch bedingter Diminution und echter, semantischer Diminution als Wortbildungsprozess ist sowohl für Laien als auch Linguist:innen nicht immer leicht zu treffen, aber für Analysen essenziell, um den beiden Phänomenen gerecht zu werden.

Grund für die Registrierung von Diminutivsuffixen als dialekttypische Strukturen, die im Zuge eines Indexikalisierungsprozesses von Diminution ab dem 17. Jahrhundert zum Stereotyp oberdeutscher Dialekte geführt hat (Schäfer im Erscheinen), ist in der Selbst- und Fremdwahrnehmung alemannischer und bairischer Dialekte entsprechend eine verstärkte Aufmerksamkeit auf Diminution durch homophone Auslautkontexte, die einen *confirmation bias* generieren und die Aufmerksamkeit auf Diminutivsuffixe lenken. Entsprechend kann für eine:n Außenstehende:n die Wirkung entstehen, dass diese Dialekte sehr viel Diminution verwenden.

Tatsächlich lässt sich auf Basis der hier analysierten Daten das Vorurteil von den ›stark‹ diminuierenden oberdeutschen Dialekten nicht bestätigen; es lässt sich aber auch nicht klar widerlegen, denn offensichtlich verhalten sich, was die Verwendung von Diminution betrifft, sowohl die schweizerdeutschen als auch die bairischen Dialekte in Dialekterhebungen auffällig. Dies werde ich als Argument dafür, dass es sich lohnt, en détail das Diminutivsystem inklusive angrenzende Bereiche (insbes. Phonotaktik, Sprecherstereotype) dieser Dialektgebiete in einem mikrotypologischen Vergleich zu untersuchen. Eine besonders hohe Produktivität von Substantivdiminution findet sich v.a. in den zentralen und südlichen Dialekten der Schweiz. Hingegen ist die verbale Diminution – mit Ausnahme des Lexems *ausbürsteln* – in den Dialektübersetzungen nicht produktiv.

Was dieser Beitrag zwischen den Zeilen immer wieder angesprochen hat, sind Fälle, in denen die Grenzen einer intendierten objektiven Linguistik erkennbar werden: Angefangen von der Sonderstellung der Diminution als zumeist einziges grammatisches Merkmal, das in Dialekterhebungen und -beschreibungen über die Phonologie und Lexik hinaus geht, bis hin zur Behandlung unechter Diminutive als echte Diminutive, zeigt uns die Diminution, wie perzeptionsgesteuert (Sprach-)Wissenschaft ist. In diesem Sinne darf nie vergessen werden, dass auch Sprachwissenschaftler:innen zu einem gewissen Grad von ihren Laienkonzepten beeinflusst sind.

Literatur

- Baayen, R. Harald. 1989. *A corpus-based approach to morphological productivity: Statistical analysis and psycholinguistic interpretation*. Dissertation. Amsterdam: Free University.
- Baayen, R. Harald. 2009. Corpus Linguistics in Morphology: Morphological Productivity. In Anke Lüdeling & Merja Kytö (Hrsgg.), *Corpus Linguistics*. Bd. 2. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft; 29), 899–919. Berlin: De Gruyter.
- Bakema, Peter & Dirk Geeraerts. 2008. Diminution and augmentation. In Geert Booij, Christian Lehmann & Joachim Mugdan (Hrsgg.), *Morphologie/Morphology. Ein internationales Handbuch zur Flexion und Wortbildung*. Bd. 2, 1045–1052. Berlin: De Gruyter.
- Bakker, Frens & Josep Kruijsen. 2007. *Het Limburgs onder Napoleon: achttien Limburgse en Rijnlandse dialectvertalingen van 'De verloren zoon' uit 1806-1807: met uitgebreide besprekingen van het Maastrichts en Venloos uit 1807 en contemporaine correspondentie over dit oudste dialectonderzoek aan Maas en Rijn*. Harderwijk: Gopher.
- Baumgartner, Gerda & Helen Christen. 2017. Dr Hansjakobli und ds Babetlli – Über die Geschlechtstypik diminuierter Rufnamen in der Deutschschweiz. In Martin Reisig & Constanze

- Spieß (Hrsgg.), *Sprache und Geschlecht*. Bd. 2. (Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 91), 111–145. Duisburg: Red. OBST.
- Berg, Kristian. 2020. Changes in the productivity of word-formation patterns: Some methodological remarks. *Linguistics* 58(4), 1117–1150.
- Birnbaum, Salomo A. 1915. *Praktische Grammatik der jiddischen Sprache für den Selbstunterricht: Mit Lesestücken und einem Wörterbuch*. Bibliothek der Sprachenkunde. Wien: A. Hartleben.
- Bosson, Georg. 1979. Über die zweifache Unendlichkeit der Sprache. *Zeitschrift für romanische Philologie* 95. 1–20.
- Brandstetter, Alois. 1963. Semantische Studien zum Diminutiv im Mittelbairischen. *Zeitschrift für Mundartforschung* 30(4). 335–351.
- Bybee, Joan. 1985. *Morphology: A Study of the Relation Between Meaning and Form*. *Typological studies in language*. Amsterdam & Philadelphia: John Benjamins.
- Dammel, Antje. 2021. Evaluative Wortbildung und Personenreferenz. Maskulina auf -i und ihre femininen Entsprechungen in alemannischen Dialekten – auch als Indikator für Geschlechterstereotype im Wörterbuch. *Linguistik Online* 107(2). 145–176. DOI: [10.13092/lo.107.7691](https://doi.org/10.13092/lo.107.7691).
- Dammel, Antje & Melitta Gillmann. 2014. Relevanzgesteuerter Umbau der Substantivflexion im Deutschen. Spiegelt Diachronie Typologie? *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 136(2). 173–229.
- Denison, David. 2003. Log(ist)ic and simplistic S-curves. In Raymond Hickey (ed.), *Motives for Language Change*. 54–70. Cambridge: Cambridge University Press.
- Dressler, Wolfgang U. & Lavinia Merlini Barbaresi. 1994. *Morphopragmatics: Diminutives and Intensifiers in Italian, German, and Other Languages*. *Studies and monographs*. Berlin: De Gruyter.
- Edelhoff, Maike. 2017. *Form und Funktion des Diminutivs im moselfränkisch-luxemburgischen Übergangsgebiet*. Dissertation. Mainz: Johannes Gutenberg-Universität.
- Elmentaler, Michael. 2013. Von Zettelchen, Äpfelchen und Schäfchen. Funktionale und areale Aspekte des Diminutivgebrauchs im Niederdeutschen und in der norddeutschen Alltagssprache. In Jarich Hoekstra (Hrsg.), *Twenty-Nine Smiles for Alastair. Freundesgabe für Dr. Alastair G. H. Walker zu seinem Abschied von der Nordfriesischen Wörterbuchstelle der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel am 4. Juli 2013*, 21–37. Kiel: Christian-Albrechts-Universität.
- Elspaß, Stephan. 2010. Zum Verhältnis von ‚Nähegrammatik‘ und Regionalsprachlichkeit in historischen Texten. In Vilmos Ágel & Mathilde Hennig (Hrsgg.), *Nähe und Distanz im Kontext variationslinguistischer Forschung*, 63–84. Berlin: De Gruyter.
- Ettinger, Stefan. 1974. *Form und Funktion in der Wortbildung: die Diminutiv- und Augmentativmodifikation im Lateinischen, Deutschen und Romanischen*. Ein kritischer Forschungsbericht 1900–1970. Tübingen: Narr.
- Fleischer, Jürg. 2017. *Geschichte, Anlage und Durchführung der Fragebogen-Erhebungen von Georg Wenkers 40 Sätzen: Dokumentation, Entdeckungen und Neubewertungen*. *Deutsche Dialektgeographie*. Hildesheim: Olms.
- Ganswindt, Brigitte. 2017. Landschaftliches Hochdeutsch: Rekonstruktion der oralen Prestigevarietät im ausgehenden 19. Jahrhundert. *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik*. Beihefte 168. Stuttgart: Steiner.
- Hoek, Michel van der. 2009. The Dutch Diminutive Suffix and Palatalization in Medieval Dutch. *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 76(1). 1–13.

- Idiotikon, Schweizerisches. 1881. *Schweizerisches Idiotikon digital*. Wörterbuch der schweizer- deutschen Sprache. <https://www.idiotikon.ch> (aufgerufen am 30. August 2022).
- Jacobs, Neil G.. 1995. Diminutive formation in Yiddish: A syllable-based account. In Irmengard Rauch & Gerald F. Carr. (eds.), *Methodology in Transition*, 169–184. Berlin: De Gruyter.
- Kargl, Johann. 1976. Die Verkleinerungsformen in den Mundarten von Niederbayern und Oberpfalz. In *Verhandlungen des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg*, 227– 250. Regensburg: Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg.
- Kerswill, Paul & Ann Williams. 2011. Salience as an explanatory factor in language change: evidence from dialect levelling in urban England. In Mari C. Jones & Edith Esch (eds.), *Language Change: The Interplay of Internal, External and Extra-Linguistic Factors*, 81–110. Berlin: De Gruyter.
- Knoop, Ulrich, Wolfgang Putschke & Herbert Ernst Wiegand. 1982. Die Marburger Schule: Entstehung und frühe Entwicklung der Dialektgeographie. In Werner Besch, Ulrich Knoop, Wolfgang Putschke & Herbert Ernst Wiegand (Hrsgg.), *Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung* (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. Bd. 1.1.), 38– 92. Berlin: De Gruyter.
- Ködel, Sven. 2014. *Die Enquête Coquebert de Montbret (1806–1812. Die Sprachen und Dialekte Frankreichs und die Wahrnehmung der französischen Sprachlandschaft während des Ersten Kaiserreichs*. Bamberg: University of Bamberg Press.
- Korecky-Kröll, Katharina. 2022. Ma tuat net so vüü verniedlichen! – oder doch? *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 89(1). 39–81.
- Labov, William. 1966. *The Social Stratification of English in New York City*. Dissertation. Washington, D.C.: Center for Applied Linguistics.
- Labov, William. 2010. *Principles of linguistic change*. 2. Aufl. Bd. I. Internal factors. Malden, MA: Wiley-Blackwell.
- Lameli, Alfred. 2018. The replacement of diminutive suffixes in the New High German period – A time series analysis in word formation. *Journal of Historical Linguistics* 8(2). 273– 316.
- Lüssy, Heinrich. 1974. *Umlautprobleme im Schweizerdeutschen: Untersuchungen an der Gegenwartssprache* (Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung). Frauenfeld: Huber.
- Maes, Ulrich. 2005. De Dialectenqête van Coquebert de Mombret in Limburg. Vergeten Pionierswerk voor de Nederlandse Dialectologie. *Taal & Tongval* 57. 202–219.
- Pellegrini, Ines Angela. 1977. *Die Diminutive im Deutschen und im Italienischen*. Dissertation. Ann Arbor: University of Michigan.
- Perlmutter, David. 1988. The Split Morphology Hypothesis: Evidence from Yiddish. In Michael Hammond & Michael Noonan (eds.), *Theoretical Morphology*, 79–99. San Diego: Academic Press.
- Pröll, Simon. 2021. Die Nativierung des Standarddeutschen. Mikrotypologische Evidenz für supra-segmentalen Wandel. *Zeitschrift für Angewandte Linguistik* 75(1). 1–26.
- Radlof, Johann Gottlieb. 1817. *Die Sprachen der Germanen in ihren sämtlichen [sic] Mundarten*. Frankfurt a. M.: Heinrich Ludwig Brönnner.
- Reis, Hans. 1909. Die Mundarten des Grossherzogtums Hessen. (Fortsetzung). *Zeitschrift für Deutsche Mundarten* 4. 97–117.
- Robinson, Orrin. 2010. *Grimm language. Grammar, gender and genuineness in the fairy tales*. Amsterdam: John Benjamins.

- Rowley, Antony. 2012. *Fersental (Val Fèrsina bei Trient/Oberitalien). Untersuchung einer Sprachinselmundart*. Berlin: De Gruyter.
- Schäfer, Lea. 2020. Jiddische Wenkerbögen. Nebst Überlegungen zur Genese jiddischer Pluraldiminution auf Basis der Wenkermaterialien. In Jürg Fleischer & Alfred Lameli (Hrsgg.), *Minderheitensprachen und Sprachminderheiten: Deutsch und seine Kontaktsprachen in der Dokumentation der Wenkermaterialien*, 167–206. Olms: Hildesheim.
- Schäfer, Lea. 2021. *Onymische Flexion. Strukturen und Entwicklungen kontinentalwestgermanischer Dialekte*. Tübingen: Narr.
- Schäfer, Lea. 2022. Sprachspürli: Wie (un)bewusst sind Dialektstereotype? *Sprachspuren: Berichte aus dem Deutschen Sprachatlas* 2(8). DOI: [10.57712/2022-08](https://doi.org/10.57712/2022-08).
- Schäfer, Lea. im Erscheinen. Diachrone Zugänge zur Stereotypenbildung am Beispiel alemannischer Dialekte der Schweiz. *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik*, ca. 19 Seiten.
- Schallert, Oliver. 2013. Syntaktische Auswertung von Wenkersätzen. Eine Fallstudie anhand von Verbstellungsphänomenen in den bairischen (und alemannischen) Dialekten Österreichs. In Rüdiger Harnisch (Hrsg.), *Strömungen in der Entwicklung der Dialekte und ihrer Erforschung. Beiträge zur 11. Bayerisch-Österreichischen Dialektologentagung in Passau September 2010*, 208–233, 513–515. Regensburger Dialektforum 19. Regensburg: Edition Vulpes.
- Schallert, Oliver. 2023. Morphological gaps in diminutive formation: Some observations on Alemannic. In Thomas trobel & Helmut Weiß (eds.), *Grammatical gaps: definition, typology and theory*, 127–139 (Linguistische Berichte – Sonderhefte 34). Hamburg: Buske.
- Schirmunski, Viktor. 1928. Die schwäbischen Mundarten in Transkaukasien und Südukraine (Fortsetzung). *Teuthonista* 5. 38–60, 157–171.
- Schirmunski, Viktor. 1959. Verstärkte Wortformen in den deutschen Mundarten. *Zeitschrift für Mundartforschung* 26(4). 225–238.
- Schirmunski, Viktor. 1962. *Deutsche Mundartkunde. Vergleichende Laut- und Formlehre der deutschen Mundarten*. Berlin: Akademischer Verlag.
- Seebold, Elmar. 1983. Diminutivformen in den deutschen Dialekten. In Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. In Werner Besch, Ulrich Knoop, Wolfgang Putschke & Herbert Ernst Wiegand (Hrsgg.), *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft*. Bd. 1.2, 1250–1255. Berlin: De Gruyter.
- Siebenhaar, Beat & Alfred Wyler. 1997. *Dialekt und Hochsprache in der deutschsprachigen Schweiz*. Zürich: Pro Helvetia.
- Stalder, Franz Joseph. 1819. *Die Landessprachen der Schweiz oder Schweizerische Dialektologie, mit kritischen Sprachbemerkungen beleuchtet*. Aarau: Sauerländer.
- Steinhard, 1857. *Deutschland und sein Volk: ein Lese- und Hausbuch für Jung und Alt: zur Förderung und Belebung vaterländischen Sinnes und Wissens. Deutschland im Allgemeinen Deutsches Volk*. Gotha: Scheube.
- Thomas, Alexander. 2009. *Leben und arbeiten in den Niederlanden: was Sie über Land und Leute wissen sollten; mit 17 Tabellen*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Thornton, Anna. 2011. Overabundance in Italian verb morphology and its interactions with other non-canonical phenomena. In Thomas Stolz, Hitomi Otsuka, Aina Urdze & Johan van der Auwera (eds.), *Irregularity in Morphology (and beyond)*, 251–269. Berlin: Akademie Verlag.
- Trudgill, Peter. [1974] 2000. *Sociolinguistics: An Introduction to Language and Society*. London: Penguin Books.

- Trümpy, Hans. 1955. *Schweizerdeutsche Sprache und Literatur im 17. und 18. Jahrhundert*. Basel: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde.
- Wagner, Hermann. 1873. Der Unterricht im Deutschen. Mit Rücksicht Auf die Österreichische Mundart. *Jahres-Bericht der Wiener-Kommunal-Realschule in der Vorstadt Rossau: für das Schuljahr 1872/63*. 1–33. Wien: Gerischek.
- Weiß, Helmut. 2005. Zu einer möglichen silbenstrukturellen Erklärung unechter Diminutivbildungen im Bairischen. *Sprachwissenschaft* 25(2). 217–245.
- Wierzbicka, Anna. 1991. *Cross-Cultural Pragmatics: The Semantics of Human Interaction*. Berlin: De Gruyter.
- Wiese, Richard. 2000. *The Phonology of German*. Oxford: Oxford University Press.
- Wiltschko, Martina. 2006. Why should diminutives count? In Hans Broekhuis, Norbert Corver, Riny Huybregts, Ursula Kleinhenz & Jan Koster (eds.), *Organizing Grammar: Linguistic Studies in Honor of Henk van Riemsdijk*, 669–678. Berlin: De Gruyter.
- Winkler, Johan. 1870. Nederduitsche tongvallen. *De Navorscher* 20. 199–204.
- Winkler, Johan. 1874. *Algemeen Nederduitsch en Friesch Dialecticon*. Deel 1. Den Haag: Martinus Nijhoff.
- Wrede, Ferdinand. 1908. Die Diminutiva im Deutschen. In Ferdinand Wrede (Hrsg.), *Deutsche Dialektgeographie. Berichte und Studien über G. Wenkers Sprachatlas des Deutschen Reichs*, 73–144. Marburg: Elwert.

Lea Schäfer

Philipps-Universität Marburg

Pilgrimstein 16

D–35032 Marburg

lea.schaefer@staff.uni-marburg.de



This is an open access publication. This work is licensed under a Creative Commons Attribution CC-BY 4.0 license. To view a copy of this license, visit <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>